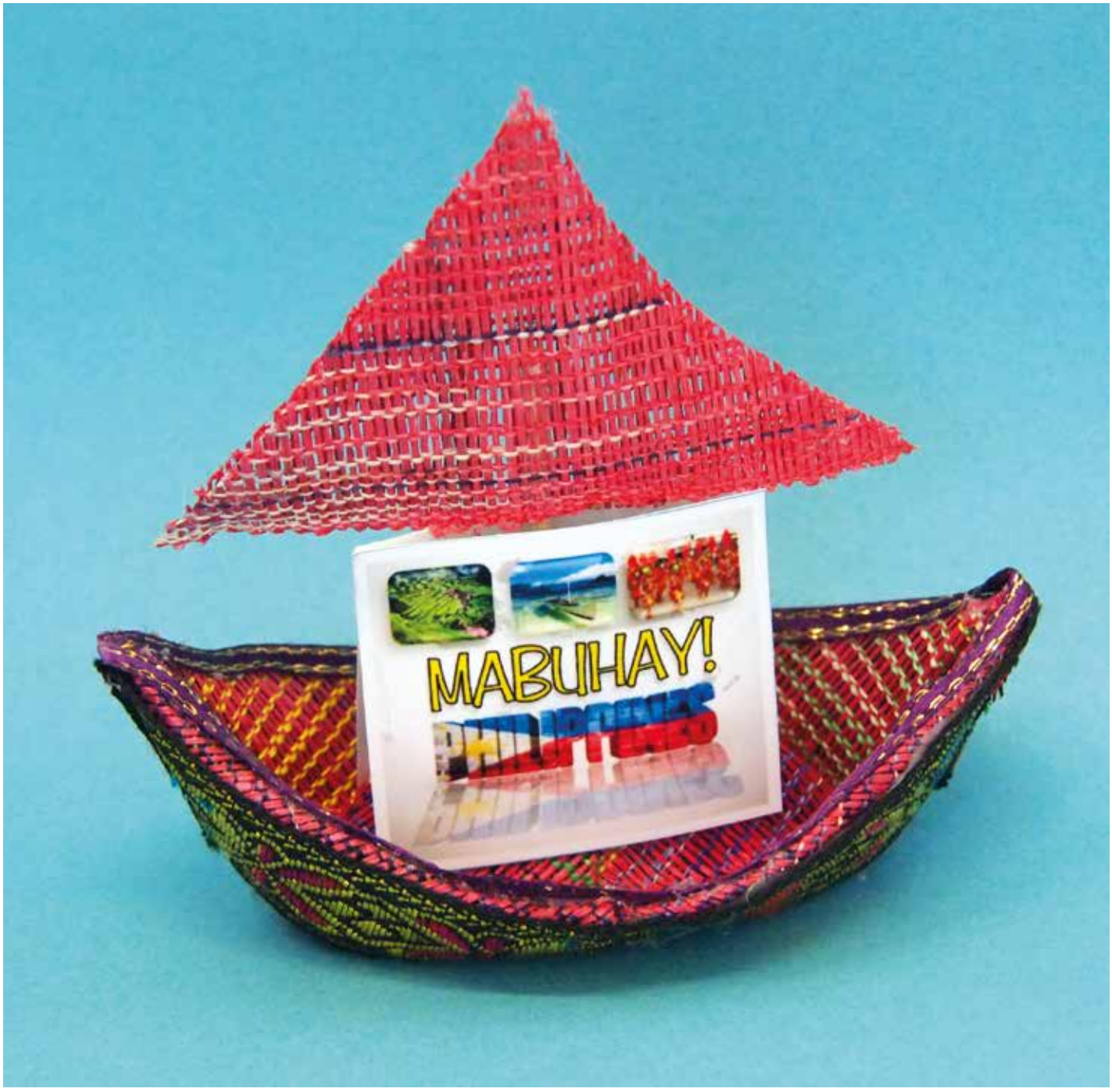
welt bewegt

MÄRZ – MAI 2017 C 51 78



Philippinen

nordkirche weltweit
ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE

Co-Redaktion dieser Ausgabe

Philippinische Perspektiven

Bereits einen Tag nach ihrer Ankunft in Hamburg saß Elena Yañez in der Redaktionssitzung von weltbewegt im Agathe-Lasch-Weg 16. Es ging um die Philippinen. Trotz Jetlag beteiligte sie sich engagiert an den Gesprächen. Anschaulich schilderte sie zum Beispiel die Situation von Kindern und Jugendlichen, die sie als Lehrerin an der staatlichen Schule in Cagayan de Ora unterrichtet. Viele der Schülerinnen und Schüler seien sehr arm, manche kämen ohne Frühstück. Andere wiederum seien schwer zu motivieren überhaupt in die Schule zu gehen. Die Zukunftsaussichten vieler im Land seien eben nicht rosig, erklärte die engagierte Lehrerin. Unterricht an staatlichen Schulen habe manchmal auch etwas von Sozialarbeit, denn sie Kinder reicher Eltern besuchen die Privatschule, so Elena Yañez. Sie besucht derzeit ihren Mann June Mark Yañez. Der Pastor der Unabhängigen Philippinischen Kirche arbeitet bereits seit 2015 als Ökumenischer Mitarbeiter in der Hamburger Seemannsmission. Von dort aus geht er auch auf Schiffe, die in Hamburg einlaufen und trifft dabei fast immer auf Landleute. Als beide angefragt wurden, ob sie bei diesem Heft mitwirken wollten, waren sie sofort mit ihren Vorschlägen und Ideen dabei. So hat Elena Yañez noch kurz vor ihrer Deutschlandreise kleine Interviews mit Jugendlichen für die Zeitschrift *weltbewegt* durchgeführt. Das Ergebnis ist auf Seite 13 bis 15 nachzulesen.

Übrigens: „MABUHAY“, der Begriff auf dem Titel, bedeutet übersetzt „Langes Leben“ kann aber auch „Willkommen“ heißen, so June Mark Yañez.

Fotos: C. Plautz (1), C. Wenn (2), Wikimedia (5), ZMÖ-Bildarchiv (1), M. Ristau (2), E. Yañez (3)

Aus dem Inhalt

Quo vadis Philippinen?

4 Der Inselstaat verändert sich. Die neue Politik wird ebenso gefürchtet wie gefeiert.

Dutertes Drogenkrieg

8 Präsident Rodrigo Duterte missachtet im Kampf gegen die Drogen alle Menschenrechte.

Wir stellen uns den Herausforderungen

13 Sechs Jugendliche erzählen, was sie von ihrem Land halten, was ihre Träume und Ziele sind.

Pinoy Pop, Videoke und SMS

16 Die Technik der Moderne hat auch in der philippinischen Kultur Spuren hinterlassen.

Ware auf dem Arbeitsmarkt

18 Ein Drittel der Seeleute kommen aus den Philippinen. Dort werden sie als „Helden“ gefeiert.

„Hart ist es, wenn Kleinkinder zuhause sind“

20 Die Philippinin Elisa Bombis betreut in Kiel Seefahrerinnen und kennt viele Schicksale.

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach

IMPRESSUM: weltbewegt (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint viermal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Klaus Schäfer (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Constanze Bandowski, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

Hin – und dann ganz weg?

Auf der Suche nach Arbeit haben 8,5 Millionen Filipinos ihr Land verlassen und arbeiten weltweit. 22

Boomindustrie Callcenter

Heute sind die Philippinen Standort Nr. 1 für Callcenter. In diesem Sektor entsteht jeder vierte Job. 24

Insel der Gläubigen

In den Philippinen leben heute mit 92 Prozent die meisten Christinnen und Christen Südostasiens. 26

„Engagement unter schweren Bedingungen“

Kirchliche Partnerschaften zu den Philippinen gibt es seit über 30 Jahren. Was sind die Erfahrungen? 28

Die Sehnsucht bleibt

In vielen Städten gibt es philippinische Kirchengemeinden. Wie geht es den Menschen dort heute? 29

„Wir sollten die Unterschiede feiern“

Interkulturelle Begegnungen waren für Eberhard von der Heyde zentral. Ein Interview zum Abschied. 31

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Philippinen sind derzeit auch bei uns ein Thema. Mit dem Inselstaat haben sich jüngst nicht nur Frauen aus aller Welt in Weltgebetstagsgottesdiensten beschäftigt. Über die Philippinen wird seit Monaten auch fast täglich in den Medien berichtet. Zuletzt vor allem wegen des Kampfes von Präsident Rodrigo Duterte gegen die Drogenkriminalität, den er zum Inhalt seiner Politik gemacht hat und nun mit allen Mitteln verfolgt. Auch auf Kosten der Menschenrechte. Seine Verfolgungen haben allein in den letzten fünf Monaten über 2000 Opfer gefordert, so dass die katholische Kirche erneut ihre Stimme gegen ihn erhoben hat. Die Stimme der Kirche hat Gewicht in einem Land, in dem weit über 90 Prozent einer christlichen Kirche angehören. Derzeit zeichnet sich in dem Inselstaat ein politischer Wandel ab und keiner weiß wohin. Die Autoren Jan Pingel in Niklas Reese haben sich mit den Auswirkungen der Politik auf die Lebenswirklichkeit der Menschen beschäftigt. Viele sehen keine Zukunft im Land und nach wie vor müssen etwa 8,5 Millionen philippinische Frauen und Männer auf der Suche nach Arbeit ihr Land verlassen. Sie arbeiten heute in allen Regionen der Welt oder auf See. Diese Overseas Filipino Workers werden zuhause als Helden gefeiert, aber die Trennung von der Familie hat Folgen. Nicht nur für die Zurückgelassenen, sondern auch für diejenigen, die gegangen sind. Davon berichten Matthias Ristau, June Mark Yañez oder Elisa Bombis, die in der Hamburger oder Kieler Seemannsmission viele ihrer Landsleute betreuen und auch Mitglieder der Philippinischen Kirchengemeinde in Hamburg. Man habe sich an vieles in der neuen Heimat gewöhnt, so ein Gemeindeglied, sogar an Buttermilch, Schwarzbrot und Sauerkraut – aber die Sehnsucht bleibt.

Vielleicht haben wir Ihr Interesse geweckt?
Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ulrike Plautz

PS: Ihre Meinung interessiert uns, darum schreiben Sie uns gerne!

52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir u. a. abwechselnd die männliche und weibliche Form benutzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.

Quo vadis Philippinen?

Die Philippinen verändern sich. Präsident Rodrigo Duterte bricht mit politischen Traditionen. Im Land wird seine Politik gefürchtet und gefeiert.

Jan Pingel

Eigentlich ist auch 2017 alles beim Alten in den Philippinen. Im drittgrößten christlichen Land der Welt plagen hohe Armutsquoten, Korruption und ein stagnierender Friedensprozess im muslimischen Süden das Land. Nach Jahrhunderten spanischer und US-amerikanischer Kolonialherrschaft und einer „People Power Revolution" im Jahr 1986 ist das Land nach wie vor fest in Händen der politischen und wirtschaftlichen Elite. Tiefgreifende Reformen gehen in den Wirren des politischen Systems verloren. Die Landreform kommt weiterhin nicht vom Fleck, Armut und soziale Ungleichheit nehmen zu, Clans sowie politische und wirtschaftliche Eliten treiben weiter ihr Unwesen. Das Land steht weiterhin vor gewaltigen Herausforderungen. Trotz eines beachtlichen Wirtschaftswachstums, das in den letzten Jahren bei rund sechs Prozent lag, ist die Zahl der Armen kaum gesunken. Trotzdem verändert sich das Land tiefgreifend – so schnell und radikal wie lange nicht mehr.

Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Auf dem Papier sind die Philippinen eine mustergültige Demokratie. In der Verfassung der Philippinen von 1987 ist viel von sozialer, politischer und ökonomischer Gerechtigkeit die Rede, von Menschenrechten und vor allem den Rechten der Unterprivilegierten. Selbst die Sozialpflichtigkeit des Eigentums wird unterstrichen. Ausgedehnte Mitbestimmungs- und Arbeiterrechte (gerechter Lohn, Vereinigungsfreiheit, Streikrecht) finden sich dort ebenso wie Bestimmungen zur Agrarreform oder das Recht auf Gesundheit und Bildung. Auch die Beteiligung von Nichtregierungs- und Basisorganisationen an politischen Prozessen wurde dort festgeschrieben. So gibt es regelmäßige Wahlen und viele kleine und größere Nichtregierungsorganisationen (NGOs), die sich in die Politik einmischen. Einige Gesetze wie der Local Government Code schreiben die Mitarbeit von Bürgergruppen sogar zwingend vor, eine kritische Presse sowie eine große Medienvielfalt gibt es zudem. Keine öffentliche Rede, in der nicht die soziale Gerechtigkeit pathetisch beschworen, Korruption verurteilt und der Bürgersinn angerufen wird. Die Medien prangern eine Kultur der Straflosigkeit bezüglich von Menschenrechtsverletzungen an. Sie klagen über mangelnde Trennung von öffentlichem Amt und privaten Interessen, ein Problem, das sich auch in einem wenig entwickelten Bürgersinn, grassierender Steuerhinterziehung oder der Korruption zeige.

Seit der Unabhängigkeit der Republik der Philippinen am 4. Juli 1946 existiert eine Reihe virulenter politischer, wirtschaftlicher und sozialer Konflikte, die bis heute von sämtlichen Regierungen gar nicht oder nur teilweise gelöst werden konnten. Dazu gehören unter anderem politische Clanstrukturen, die besorgniserregende Menschenrechtslage, die Marginalisierung und Diskriminierung indigener Gemeinschaften und gewaltsame Konflikte im Süden des Landes – hinzu kommt nun der rigoros geführte Kampf gegen Drogenhandel und -konsum.

Alles neu unter Präsident Duterte?

Der bisherige Bürgermeister der Millionenstadt Davao im Süden der Philippinen, Rodrigo Duterte, hatte die Präsidentenwahlen mit großem Abstand gewonnen und wurde im Juni 2016 als 16. Präsident des Landes vereidigt. „The Punisher" Duterte hat sich einen Namen durch seinen kompromisslosen Kampf gegen das Verbrechen in Davao gemacht. Während seiner 22-jährigen Amtszeit als Bürgermeister haben die Davao Death Squads nach Angaben von Menschenrechtsorganisationen über 1400 Kleinkriminelle und Straßenkinder ermordet. Duterte hatte seine Verbindung zu diesen

Fotos: D. Sagoli/REUTERS (1), E. Su/REUTERS (1)

In welche Zukunft schauen die Kinder? Das Land macht nach der Wahl des Populisten Rodrigo Duterte zum Präsidenten einen Wandel durch. Keiner weiß in welche Richtung es geht.

Todesschwadronen offen zugegeben. Seine Sprüche sind derbe, machohaft und selten mit den Menschenrechten vereinbar.

Wiedereinführung der Todesstrafe

Präsident Dutertes Kampf gegen die Drogen lässt die Bevölkerung den Atem anhalten. So kam es in wenigen Monaten zu mehreren tausend außergerichtlichen Morden an vermeintlichen Kriminellen (s. auch S. 8ff). Als Teil der Anti-Drogenkampagne kündigte die Regierung an, die Todesstrafe, die 2006 abgeschafft worden war, wiedereinführen zu wollen. Zudem will sie das Strafmündigkeitsalter von 15 auf neun Jahre herabsetzen. Die Erfahrung mit der Todesstrafe zeigt jedoch auch weltweit, dass sie kaum abschreckende Wirkung hat, aber oft ungerecht angewandt und vor allem gegen Arme verhängt wird. Die Absenkung des Strafmündigkeitsalters würde schon sehr junge Kinder den katastrophalen Bedingungen in philippinischen Gefängnissen aussetzen, die zu den schlimmsten in Asien zählen. Schon heute werden jugendliche Gefängnisinsassen Opfer von Folter und physischem, psychischem und sexuellem Missbrauch.

Heldenbegräbnis für Diktator Marcos

Trotz massiver Proteste wurde im November 2016 der ehemalige Diktator Ferdinand Marcos auf dem Heldenfriedhof in Manila umgebettet. Die Familie des Diktators forderte dort seit Langem ein Begräbnis, war bislang aber am Widerstand früherer Präsidenten gescheitert. Opfer der Marcos-Diktatur hatten vergeblich versucht, die Heldenbestattung gerichtlich zu verhindern. Der Despot war für schwere Menschenrechtsverletzungen verantwortlich. Während seiner Amtszeit bereicherten sich Marcos, seine Familie und seine Verbündete aus der Staatskasse und unterschlugen Milliarden, während die staatlichen Sicherheitskräfte jegliche Opposition unterdrückten sowie Tausende Menschen töteten und folterten.

Abkehr von alten Verbündeten?

Präsident Duterte geht seit seinem Amtsantritt auf Distanz zu den USA, dem bislang engen Verbündeten des Landes. Noch im April 2014 unterzeichneten beide Seiten das Enhanced Defense Cooperation Agreement (EDCA). Für die USA ist der Inselstaat ein wichtiger Partner in der Region, so trat man im Streit um Gebietsansprüche im Südchinesischen Meer in der Vergangenheit gemeinsam gegen China auf. Eine enge Kooperation zwischen der alten Kolonialmacht USA und den Philippinen wird auch in Zukunft wichtig sein. Zu groß sind politische, militärische und wirtschaftliche Abhängigkeiten, als dass diese Beziehung so plötzlich zu trennen wäre. Mit der rhetorischen Loslösung von den USA hat Duterte aber deutlich gemacht, dass die Verbindung zwischen beiden Staaten nicht mehr so unangreifbar ist und dass man sich zukünftig China annähern wird. Innenpolitisch hat sich der Präsident damit auch die Unterstützung linker Gruppen gesichert.

Fortsetzung Seite 6

Protest der Indigenen: Sie fordern den Rückzug amerikanischer Truppen von den Philippinen. Auch der Einfluss von Kolonialmächten wie den USA hat dazu geführt, dass die Indigenen „als kulturelle Minderheiten" ans Ende der sozialen Leiter platziert wurden.

Joan Carling, eine bekannte indigene Aktivistin für die Rechte der indigenen Bevölkerung in den Philippinen

Vergesst Gesetze und Menschenrechte!

„Vergesst Gesetze und Menschenrechte", rief Duterte kurz vor seiner Wahl auf einer Abschlusskundgebung den Menschen zu. Im blutigen Krieg gegen die Drogen geht der tägliche Protest gegen Entwicklungsprojekte, gegen Bergbau und Landgrabbing unter. Gleichzeitig verstummt der ansonsten so laute Protest linker Gruppen gegen Ungerechtigkeit und Gewalt.

In den Philippinen gibt es eine sehr lebendige Zivilgesellschaft mit Tausenden Nichtregierungsorganisationen und eine kritische Presse, die lautstark auf Missstände aufmerksam machen. Doch jene, die Kritik an Umweltzerstörungen durch internationale Bergbaukonzerne, an der Ausbeutung durch Großgrundbesitzer üben und großes oder kleines Unrecht anprangern, sind bedroht. Mitglieder systemkritischer Parteilisten, progressive Lokalpolitiker, Umweltaktivistinnen, Bäuerinnen und Bauern der Agrarreformbewegung, indigene Aktivisten der Antibergbaubewegung und engagierte Kirchenleute werden als Staatsfeinde denunziert und sind Opfer von Kriminalisierung und politischen Morden. Besonders schwer haben es die indigenen Völker im Land. Sie werden vom Landraub und Bergbau in ihrer traditionellen Lebensweise bedroht und geraten immer häufiger zwischen die Fronten der bewaffneten Konflikte.

So ereignen sich im Konflikt der Regierung mit der kommunistischen New People's Army (NPA) schwerste Menschenrechtsverletzungen. Zudem betrachten Teile der Armee jegliche Form von Staatskritik als staatsfeindlich. Menschen, die gegen Armut, Umweltzerstörung und Menschenrechtsverletzungen aufbegehren, werden dem kommunistischen Aufstand zugeordnet und können demnach mit militärischen Mitteln bekämpft werden. Diese Strategie schafft ein klares Feindbild und verwischt gleichzeitig die Grenze zwischen bewaffnetem Widerstand und friedlicher, ziviler Opposition.

Indigene – zwischen Selbstbestimmung und Diskriminierung

In Asien sind die Philippinen nach Myanmar das Land mit dem prozentual höchsten Anteil an indigener Bevölkerung. Doch die Situation der indigenen Gruppen und ethnischen Minderheiten in den Philippinen ist prekär: Sie müssen mit Diskriminierung, erschwertem Zugang zu Bildung und schlechter Gesundheitsversorgung sowie Landraub kämpfen. Indigene in den Philippinen fordern die Anerkennung ihres Rechts auf Selbstbestimmung, gesetzlich gesicherte Landrechte sowie die Wahrung und den Schutz ihrer traditionellen Kultur. Der Indigenous Peoples Rights' Act (IPRA) von 1997 ist ein rechtlicher und historischer Meilenstein, nicht nur in den Philippinen, sondern weltweit. Der IPRA kodifiziert in bisher nicht gekannter Weise das Recht, über das eigene Ahnenland zu verfügen. Dabei geht es zuweilen noch über internationale Vereinbarungen und den Entwurf der UN-Erklärung der Rechte der Indigenen Völker hinaus.

Das Recht auf kulturelle und religiöse Selbstbestimmung und politische Autonomie, das Recht auf kulturell angemessene Erziehung, das Recht auf selbstbestimmte Entwicklung, das Recht auf Eigentum und Kontrolle ihres kulturellen und geistigen Erbes und ihrer biologischen und natürlichen Ressourcen, das Verbot der rechtlichen Diskriminierung indigener Menschen – dies alles findet sich in diesem Gesetzeswerk.

Leider klaffen auch hier formales Recht und dessen Umsetzung in der Realität weit auseinander. Ihre

Obwohl es viele Regionen mit fruchtbaren Böden gibt, gehört die südlichste Inselgruppe Mindanao zu den ärmsten Regionen des Landes.

Lebensgrundlagen sehen die Indigenen bedroht durch die Wirtschaftsinteressen nationaler und internationaler Unternehmen, zum Beispiel im Bergbau und Landraub, oder im Agrobusiness. Versuchen ihre Organisationen, sich mit rechtlichen Mitteln dagegen zu wehren, werden sie oftmals bedroht und eingeschüchtert. Von vielen für die Philippinen typischen Problemen (Armut, Umweltverschmutzung, Landkonflikte, Menschenrechtsverletzungen, Bergbaufolgen, Klimawandel) sind Indigene besonders betroffen.

Ewiger Konflikt in Mindanao?

Mindanao, die südlichste Inselgruppe der Philippinen, ist eine der ärmsten Regionen des Landes. Dies, obwohl weite Teile der Insel sehr fruchtbare Böden haben und die Insel reich an natürlichen Ressourcen wie Mineralien, Holz, Wasser und Fischgründen ist. Die Erträge aus der Ausbeutung der natürlichen Ressourcen Mindanaos kommen jedoch nur zu einem verschwindend geringen Grad der Bevölkerung zugute. Der Kampf um den Zugang zu diesen Ressourcen sowie Diskriminierung von Teilen der Bevölkerung führte in den letzten Jahrzehnten zu einer hohen Zahl von Menschenrechtsverletzungen zu einer Reihe eskalierender Gewaltkonflikte.

Seit mehr als 45 Jahren kämpfen muslimische Guerillagruppen auf der Insel Mindanao für kulturelle und politische Selbstbestimmung. Der Konflikt hat mindestens 150 000 Todesopfer gefordert und Millionen Menschen zur Flucht gezwungen. Vor rund zwei Jahren herrschte dann Aufbruchstimmung. Nach einem fast zwanzigjährigen Verhandlungsmarathon war endlich ein Friedensabkommen zwischen der Regierung und der bedeutendsten muslimischen Widerstandsorganisation, der Moro Islamic Liberation Front (MILF), zustande gekommen. Eines der Kernstücke des Vertrages ist das Grundgesetz der neu zu schaffenden autonomen Bangsamoro-Region. Allerdings sind die darauf folgenden Verhandlungen zu einem neuen Autonomiegesetz, dem sogenannten Bangsamoro Basic Law (BBL), an Widerständen im philippinischen Kongress gescheitert. Vor allem die muslimische Bevölkerung in Mindanao war vom Scheitern tief enttäuscht.

Die Wahl von Rodrigo Duterte zum philippinischen Präsidenten weckte auf vielen Seiten die Hoffnung, dass er dem Friedensprozess einen neuen und positiven Impuls geben kann. Duterte ist der erste Präsident der Philippinen, der aus Mindanao kommt. Er hat mehrfach betont, dass ihm eine Lösung im Sinne der muslimischen Bevölkerung am Herzen liegt.

Quo vadis, Philippinen?

Trotz des offensichtlichen Engagements im Friedensprozess ist die bisherige Amtsführung Dutertes begleitet von schwerwiegenden Menschenrechtsverletzungen, einer offen ausgesprochenen Geringschätzung von Rechtsstaatlichkeit und inkonsistenten politischen Entscheidungen. Fast achtzig Prozent der philippinischen Bevölkerung unterstützen dabei den neuen Kurs des Präsidenten. Die langsame Abkehr von den USA, Reformversprechen sowie Hoffnung auf Frieden nähren diese breite Unterstützung. Viele sind zwar geschockt vom blutigen Krieg gegen die Drogen, unterstützen aber den Kurs, solange sie selbst nicht betroffen sind. Wer sich offen gegen Dutertes Politik stellt, wird als ein vom Westen gesteuerter Spinner abgetan und (vor allem im Internet) scharf angegangen. Philippinische Menschenrechtsgruppen und linke Protestbewegungen scheinen durch angekündigte Reformen und die Beteiligung an Entscheidungsprozessen verstummt.

Langsam aber sicher formiert sich allerdings Widerstand gegen die Morde, die Straflosigkeit, die Einführung der Todesstrafe und den Umgang mit der Marcos-Familie. Zivilgesellschaftliche Organisationen und Kirchen müssen den Mut haben, sich laut gegen diese Ungerechtigkeiten zu stellen. Sie sind dabei aber weiterhin auf internationale Solidarität angewiesen.

Jan Pingel ist Mitglied des Philippinenbüro e. V. im Asienhaus, Köln.

Fotos: A. Perawongmetha/REUTERS (1), R. Ranoco/REUTERS (1), P. R. Binter (1), L Breininger (1)

Dutertes Drogenkrieg

Präsident Rodrigo Duterte hat den Kampf gegen Drogen zum Inhalt seiner Politik gemacht und missachtet dabei alle Menschenrechte

Niklas Reese

Jeden Morgen finden sich in den Philippinen 20 bis 30 Leichen in den Gassen und auf den Bürgersteigen. Ihre Leiber in Karton eingepackt, ihre Gesichter von einer Plastikplane verdeckt. Und neben ihnen ein Pappschild, auf dem steht „Ich bin ein Dealer. Mach es nicht wie ich." Normalerweise auch mit einer Kugel im Kopf. Zuweilen auch mit Folterspuren. Die meisten Passanten gehen vorbei. Aus Angst, weil sie sich daran gewöhnt haben – oder schlicht, weil sie denken: Der hat es ohnehin verdient.

Sieben Monate ist Präsident Duterte nun im Amt. Bislang ist es zu fast 7000 außergerichtlichen Hinrichtungen gekommen. Bei zahlreichen von ihnen ist nicht einmal sicher, ob sie tatsächlich, wie behauptet, Drogenabhängige und Kleindealer waren. Die Polizei untersucht diese Fälle nämlich bislang nicht. Es genügt der Verdacht, ein Drogenabhängiger zu sein, um um sein Leben fürchten zu müssen.

Jedes Stadtviertel (barangay) ist angehalten, eine Liste mit mutmaßlichen Drogenabhängigen und Dealern in der Gegend anzufertigen. Wenn sich nicht genügend Verdächtige finden lassen, sehen sich die Ortsvorsteher gezwungen, die Liste mit anderen Namen „aufzufüllen". Missliebige Personen, derer man sich so entledigen könnte, dürfte es genug geben. Fast sechs Millionen Häuser hat die Polizei schon aufgesucht und mögliche Drogennutzer gewarnt, dass sie die nächsten sein könnten. Fast 50 000 mutmaßliche Drogenabhängige und Kleindealer sind verhaftet worden, über eine Millionen haben sich freiwillig „ergeben", wie es im von Kriegsrhetorik getränkten Diskurs in den Philippinen heißt. Zur gleichen Zeit stellt sich Duterte vor alle Polizisten, die in die Tötungen verwickelt sind und sichert ihnen Straffreiheit zu.

„Leben ist billig geworden"

„Außergerichtliche Tötungen sind schon so lange in den Nachrichten, dass sie nicht mehr berichtenswert erscheinen," erklärte der Anthropologe Gideon Lacso Mitte November letzten Jahres im *Philippine Daily Inquirer*. „Ihrer Individualität entkleidet, sind die Opfer jetzt nur eine Statistik."

In 97 Prozent der Fälle, wo es bei Polizeioperationen zum Gebrauch der Schusswaffe kommt, wird der Verdächtige erschossen. Man ahnt, dass die Polizei in den meisten Fällen nicht die Wahrheit sagt, wenn sie behauptet, sie hätte nur zurückgeschossen, da das Opfer sie bedroht habe. Man hat sich an das Spiel gewöhnt, dass der Präsident an einem Tag zum Töten eines jeden Verdächtigen auffordert, weil sich nur so das Problem aus der Welt schaffen lasse. Selbst Menschenrechtsaktivistinnen und Rechtsanwälten, die bereit sind, sich der Verdächtigen anzunehmen, droht er an, sie töten zu lassen. Denn, so Duterte, indem sie die Verdächtigen in Schutz nehmen, verzögerten sie bloß die Lösung des Drogenproblems. Und am nächsten Tag hört man dann von seinen Epigonen, so sei das alles nicht gemeint gewesen.

Die Statements Dutertes werden jeden Monat krasser, die Beleidigungen, die er denen an den Kopf wirft, die kritische Fragen stellen (wie so manchem UN-Sonderberichterstatter, der Europäischen Union, der katholischen Kirche oder dem Vorsitzenden der philippinischen Menschenrechtskommission), sind unflätig wie eh und je. Der Rückhalt dagegen, den Duterte in der Bevölkerung genießt, bleibt phänomenal hoch. 85 Prozent der Filipinos vertrauen ihm laut Umfragen weiterhin und begrüßen seinen „Krieg gegen die Drogen", selbst wenn es sogar 94 Prozent lieber wäre, wenn die Polizei die Drogenabhängigen und -dealer bloß verhaften und nicht gleich an Ort und Stelle erschießen würde.

Die Kolumnistin Ana Marie Pamintuan beschreibt im November 2016 in *The Philippine Star* die Stimmung im Land im Moment so: „Unter Rodrigo Duterte ist das Leben billig geworden. Einfache Leute denken jetzt, dass Töten die schnellste und effizienteste Art ist, mit Problemen fertig zu werden. Was sind ein paar tausend tote Filipinos im Vergleich zu den Ausmaßen des Drogenproblems?"

Mittlerweile fürchten allerdings fast 80 Prozent, dass sie selbst oder ihre Lieben der nächste „Kolla-

Foto: R. Ranoco/REUTERS (1)

In Kampfstimmung. Präsident Rodrigo Duterte präsentiert im Januar 2017 während seiner Rede im Präsidentenpalast die neuen „Narko-Listen" der Polizei. Hier werden die Namen der Verdächtigen genannt, die mit dem illegalen Drogenhandel in Verbindung gebracht werden.

teralschaden" sein könnten, wie Duterte diejenigen bezeichnet, die von Polizei oder Bürgerwehren „aus Versehen" umgebracht wurden. Dutertes Rückhalt ist klassenübergreifend, die Mittel- und Oberschicht und die Collegeabsolvent/innen unterstützen Duterte sogar zu 20 Prozent. Das sind mehr als etwa diejenigen, die nur die Grundschule abgeschlossen haben.

Wie ist das alles möglich?

Duterte ist es gelungen, die drängenden Probleme der philippinischen Gesellschaft wie Korruption, Kriminalität, Armut oder die oligarchischen politischen Verhältnisse ganz einfach zu erklären und der philippinischen Öffentlichkeit einen ganz einfach gestrickten Problemaufriss zu verkaufen: (a) Unter seinem Vorgänger Aquino sei die Kriminalitätsrate um das Dreifache gestiegen und (b) das Drogenproblem eskaliert. Mittlerweile gebe es vier Millionen Drogenabhängige im Land. (c) Mehr Drogenabhängige bedeute mehr Kriminalität, denn 75 Prozent aller schweren Verbrechen würden von Drogenabhängigen verübt. Drogenabhängige seien „alle potenzielle Verbrecher", so Duterte, „denn wenn sie einen Affen schieben (auf Entzug sind – Anm. d. R.), werden sie sich immer etwas beschaffen."

Duterte ist es im Laufe des Wahlkampfes um das Amt des Präsidenten am 9. Mai 2016 gelungen, eine Panik zu verbreiten. Während im Jahre 2015 nur 30 Prozent der Filipinos dem Meinungsforschungsinstitut Pulse Asia zufolge besorgt waren, Opfer eines Verbrechens zu werden und gerade einmal jeder Fünfte die Bekämpfung der Kriminalität für eine der drei wichtigsten politische Aufgaben hielt, waren es Mitte 2016 dann fast 50 Prozent. Während zudem zuvor Armut und Charakterlosigkeit als wesentliche Ursachen für Kriminalität galten, war es nun plötzlich Drogenabhängigkeit. Duterte bezweifelt(e) weiterhin, dass (d) Drogenabhängige Menschen seien, erklärte sie für unzurechnungsfähig und unbehandelbar. Es bleibe ihm daher nichts anderes übrig, als sie alle zu vernichten. (e) Zudem, so erklärte Duterte den Filipinos, habe das Drogenbusiness die Politik im Lande fest in der Hand. Es brauche den starken Mann (ihn), der den Drogenbossen und den Drogenabhängigen den Garaus mache. Darum werde er nicht eher ruhen, als bis der letzte Dealer „eliminiert" und bis der letzte Drogenabhängige von den Straßen verschwunden sei. Duterte gilt seinen Anhängern als „letzte Hoffung".

Hitler als Vorbild

Wer sich hier an die Nazis erinnert fühlt, dem erklärt Duterte, dass Hitler sein Vorbild sei, denn Hitler habe die Millionen, die er als Staatsfeinde betrachtete, einfach vernichtet und so wolle er, Duterte, auch in den Philippinen verfahren. Dabei kümmert Duterte sich wenig um Fakten: Er spricht von vier Millionen Drogenabhängigen (und unterscheidet dabei nicht zwischen Abhängigen und bloßen Nutzern), während selbst die nationale Drogenbehörde von nur 1,8 Millionen Abhängigen spricht. Rodrigo Duterte, schrieb Karlo Mongaya Anfang diesen Jahres im *Philippine Daily Inquirer*, sei es gelungen „die Frustration im Volk mit den Fehlern einer oligarchischen Demokratie in einen ‚Drogenkrieg' gegen arme Drogenverdächtige umzuleiten, de-

Fortsetzung Seite 10

Das Land ist gespalten. In jene, die in Duterte den Retter erblicken – und jene, die ihn für den Teufel persönlich halten.

nen das Menschsein abgesprochen werde. Dass unsere nationalen Probleme im politischen System wurzeln, wird heruntergespielt. (Stattdessen) wird Herr Duterte als ‚letzte Karte' dargestellt, die durch außerordentliche, autoritäre Maßnahmen alle gesellschaftlichen Widersprüche im Namen des philippinischen Volkes lösen könne."
Schlimmer noch: Ob kritische Journalistin, ob Menschenrechtsaktivist oder lokale Politikerin, die sich weigert, eine Liste von zu eliminierenden Subjekten im eigenen Stadtteil zu erstellen – sie alle werden verdächtigt, selbst ins Drogenbusiness verwickelt zu sein. Warum sonst sollte man sich der Rettung des Vaterlandes verweigern?

So geschehen mit Leila de Lima, vormaliger Justizministerin, die schon als Vorsitzende der Menschenrechtskommission Duterte auf die Nerven ging, als dieser noch Oberbürgermeister von Davao war. Dort haben Todesschwadronen mit denselben Methoden in 14 Jahren über 1000 Verdächtige meist vom Motorrad aus erschossen. Es war ein offenes Geheimnis, dass Duterte hinter diesen Todesschwadronen steckte. De Lima ließ die „Davao beziehungsweise Duterte Death Squads" untersuchen und zog so Dutertes Wut auf sich.

Nun war Zeit, es ihr heimzuzahlen. Duterte behauptet, de Lima sei eine der wichtigsten Akteurin in der Narkopolitik und zudem eine Schlampe, da sie eine Beziehung mit einem verheirateten Mann gehabt habe.

Im November genehmigte Duterte, den Ex-Diktator Ferdinand Marcos, der von 1972 bis 1986 das Land hat ausbluten lassen, auf dem Heldenfriedhof begraben zu lassen. Es sei Zeit, einen Schlussstrich zu ziehen und ob Marcos nun dem Land geschadet habe oder nicht, das sei Ansichtssache, so Duterte. Zugleich droht Duterte immer wieder, das Kriegsrecht auszurufen und das Recht auf Haftprüfung auszusetzen, wenn die Situation es erfordere.

Fronten zwischen Anhängern und Gegnern sind verhärtet

Auch wenn er viel angekündigt hat: Friedensverhandlungen mit der kommunistischen Guerilla und mit den muslimischen Separatisten, beide seit mehr als vier Jahrzehnten aktiv, eine Verbesserung des Bürgerservice bei Regierungsbehörden nebst zahlreichen sozialpolitischen Versprechungen – es ist der Krieg gegen die Drogen, den er wie besessen verfolgt. Und erfolgreich zu dem Problem gemacht hat, mit dem alles steht und fällt. Dies geht mit der Behauptung einher, dass, wenn erst das Drogenproblem gelöst sei, dies automatisch zur Lösung all der anderen Probleme des Landes führe, ob wirtschaftliche Rückständigkeit, Korruption oder oligarchische Herrschaft.

Hieß es nach dem Wahlsieg noch, das Land erwarte eine Revolution, welche die Oligarchie, die katholische Kirche und auch die Kriminalität besiegen werde und einen

Fotos: R. Ranoco/REUTERS (1), N. Reese (1)

Sozialismus philippinischer Art zustande bringen werde, so ist von der Revolution nach sechs Monaten kaum mehr als der Krieg gegen die Drogen übriggeblieben. Der öffentliche Diskurs trieft von Kriegssemantik. Die Philippinen befänden sich im Krieg. Im Krieg gegen das Drogenmonster, gegen einen von der Drogenmafia kontrollierten Staat – und in einem Krieg zwischen denen, die das erkannt haben und jenen, die nicht wollen, dass die Mehrheit klarsieht. Nämlich die „gelben Eliten", westliche Regierungen und vom Ausland gesteuerten NGOs, die vom Status quo profitierten und den „wirklichen Neuanfang (tunay na pagbabago)", wie es im Slogan Dutertes heißt, um jeden Preis verhindern wollten.

In diesem Kontext verkauft Duterte auch seine beiden vordringlichsten Gesetzesvorhaben, die Wiedereinführung der Todesstrafe und die Senkung des Strafmündigkeitsalters von 15 auf neun Jahre. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Gesetze noch im ersten Halbjahr 2017 beschlossen werden.

Das kommende Jahr dürfte ausschlaggebend werden. Sollte Duterte kein Interesse zeigen, auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen etwas zu verändern, etwa den Zugang zu Gesundheit und Bildung zu verbessern, dem Dauerstau in der Metropole Abhilfe zu schaffen oder den Friedensprozess mit kommunistischen und muslimischen Rebellen voranzutreiben, dürfte er langsam, aber sicher an Unterstützung verlieren. In diesen Bereichen ist es bislang bloß bei großspurigen Ankündigungen geblieben. Schon jetzt hat die radikale Linke ihre Zurückhaltung aufgegeben und kritisiert den Präsidenten in gewohnt konfrontativer Manier. Mit der Beerdigung von Marcos auf dem Heldenfriedhof hatte er ihnen frontal vor den Kopf gestoßen. Früher oder später dürften sich dann auch die vier Minister, die aus ihrem Lager stammen, aus dem Kabinett Dutertes zurückziehen, was den Todesstoß für ihre Bemühungen bedeuten dürfte, die Landreform wieder anzustoßen oder den befristeten Arbeitsverhältnissen, die weit verbreitet sind, ein Ende zu bereiten. Auch Umwelt- und Ressourcenministerin Gina Lopez, zuvor eine der führenden Umweltaktivistinnen im Lande, die einen Kreuzzug gegen den Großbergbau und andere Umweltsünden führt, könnte bald zurückgepfiffen werden, wenn sie dem Business damit zu sehr auf die Füße tritt. Denn auch wenn er sich gerne als „Sozialisten" bezeichnet, erklärte Duterte gleich nach seinem Wahlsieg, dass er an der neoliberalen Wirtschaftspolitik seines Vorgängers Aquino nicht Substantielles zu ändern beabsichtige. Im Bereich Arbeitsrecht, Rentenpolitik, Gesundheitsversorgung und Hochschulfinanzierung hat die Regierung Duterte daher schon maßgeblich zurückgerudert.

Es ist zu befürchten, dass der Verlust an Unterstützung für Duterte zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen im Lande führen wird. Zu verhärtet sind die Fronten zwischen Anhängern und Gegnern, zu messianisch das Bild, das die Anhänger von Duterte haben. Da lässt sich mit Karl Valentin nur hoffen, dass „es hoffentlich nicht so schlimm wird, wie es jetzt schon ist".

Niklas Reese
ist in Südostasien aufgewachsen, davon ein Jahr in Davao City. Er ist Deutschlehrer und lebt in Manila. Der langjährige Mitarbeiter des Philippinenbüros im Asienhaus, lehrte Südostasienkunde in Passau und Bonn. Er ist u. a. Co-Herausgeber des „Handbuch Philippinen".

Die Philippinen

Die Philippinen sind ein Archipel mit 7 107 Inseln im westlichen Pazifischen Ozean und gehören zu Südostasien. Mit einer Gesamtfläche von etwa 300 000 Quadratkilometern bilden sie den fünftgrößten Inselstaat der Welt. Die etwa 101 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner verteilen sich auf etwa 880 bewohnte Inseln. Der Archipel wird in drei große Inselgruppen unterteilt. Im Norden liegt Luzon mit der Hauptstadt Manila. Zentral gelegen sind die Visayas und im Süden befinden sich Mindanao und der Sulu-Archipel.
Es gibt auf dem Inselstaat über 5000 verschiedene Tierarten und über 13000 verschiedene Pflanzen. Auch kulturell und ethnologisch bietet der Archipel eine große Vielfalt. Neben den Negeritos, den Zuwanderern aus prähistorischer Zeit, kamen vor Jahrunderten malaiische Völker hierher. Die Malaien machen heute gut 90 Prozent der Bevölkerung aus, während die Negeritos, die Ureinwohner, nur zwei Prozent stellen. Es folgten Chinesen (heute ca. zwei Prozent), Inder, Araber, Spanier und US-Amerikaner, die allesamt eigene kulturelle, religiöse, sprachliche, wirtschaftliche und politische Spuren hinterließen. So gibt es 170 verschiedene Sprachen, von denen Tagalog beziehungsweise Filipino und Cebuano die wichtigsten sind. Wissenschafts- und Unterrichtssprache ist heute Englisch.
Die Philippinen sind also in vielfacher Hinsicht eine sehr vielschichtige und vielseitige Inselgruppe. An der Spitze der Philippinischen Republik steht seit 2016 Präsident Rodrigo Duterte. Sein Amtssitz ist in der Hauptstadt Manila.

Im Kern bestehen die Inseln aus über dem Meeresspiegel aufragenden submarinen Gebirgsketten. Dazu gehören auch aktive Vulkane wie der Mayon auf Luzon

Indigene Gruppen pflegen ihr kulturelles Erbe zum Beispiel durch Ausübung traditioneller Sportarten

Wie in ganz Asien ist auch in den Philippinen Reis das Hauptnahrungsmittel. Im Regenwaldgebiet des Nordens wird Reis, wie hier, auf traditionellen Terrassen angebaut, in fruchtbaren Ebenen weiter im Süden auf riesigen Reisfeldern.

Verkehrsmittel, wie dieses Motorrad, werden so umgebaut, dass sie von vielen genutzt werden können

„Wir stellen uns den Herausforderungen und stehen dann wieder auf"

Sechs Schülerinnen und Schüler aus Cagayan de Oro erzählen, was sie von ihrem Land halten und was ihre Wünsche und Ziele sind. Die Lehrerin *Elena Yañez* hat die Jugendlichen für weltbewegt gefragt.

Was kommt euch zuerst in den Sinn, wenn ihr an die Philippinen denkt?

Meryl: Das Wichtigste sind die Menschen, aber auch unsere Kultur. Wir haben einen großen Kulturreichtum und sollten unser Bestes tun, um ihn zu bewahren. Gut finde ich aber auch unser Essen. Bei uns gibt es so viele verschiedene Delikatessen, wie sonst wohl nirgendwo auf der Welt.

Johnmay: Ich denke zuerst an die grünen Wälder, an dunkelblaues Wasser, farbige Korallenriffe, und den weißen Sand. Das macht mich immer noch einfach glücklich.

Kyle: Das ist einfach das Land, in dem ich zuhause bin. Ich liebe die Natur. Ich glaube, dass man nirgendwo so gut wandern kann wie in den Philippinen Es gibt über tausend eigenständige Inseln, davon sind einige noch ganz unberührt. Da gibt es immer etwas Neues zu entdecken.

Ghea: Mir geht es genauso. Die Philippinen, das ist zuerst einmal meine Heimat. Es ist aber auch ein Land, in dem alle Menschen willkommen sind. Wir haben einfach Besonderes zu bieten. Deshalb kommen so viele Touristen. Wenn ich dann höre, wie sehr sie von unserem Land schwärmen, macht mich das auch stolz.

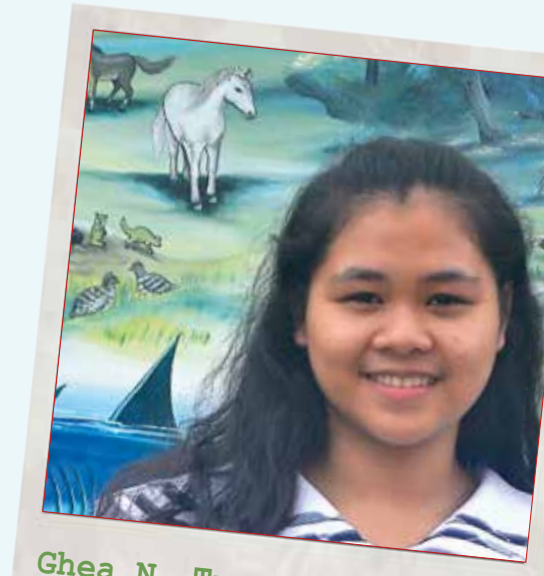
Lea: Ich finde auch, dass wir in einem wunderschönen exotischen Land leben mit paradiesischen Stränden. Andere mögen glauben, dass wir arm sind. Dabei sind wir sehr bodenständig und können uns mit den Umständen arrangieren, so wie sie nun einmal sind. Viele führen ein bescheidenes Leben und leben in einfachen Häusern. Trotzdem sind wir fleißige und hart arbeitende Menschen, mit Träumen und hohen Zielen. Es ist für mich etwas Besonderes, dass philippinische Familien auf dem Land auch unabhängig vom Geld ein gutes Leben führen können. Sie können Gemüse anpflanzen oder Fische fangen und haben alles, was man zum Leben braucht. Damit geht es ihnen besser als vielen anderen. Wir könnten wieder viel vom einfachen Lebensstil auf dem Land lernen. Für mich bedeutet es, dass es auch eine Frage der Geisteshaltung ist, ob man sich arm fühlt. Irgendwie gibt es für alle Schwierigkeiten im Leben doch eine Lösung. Ich bin überzeugt: Wenn Menschen eine Arbeit oder ihre Bestimmung gefunden haben und sich für etwas engagieren, kommen dann auch eher gute Dinge auf einen zu. Materielle Armut ist in meinen Augen kein Hindernis, um ein zufriedenes und erfolgreiches Leben zu führen.

Was schätzt du an deinem Land besonders und was magst du nicht?

Meryl: Wir mussten in der letzten Zeit so vielen Katastrophen ins Auge blicken. Aber ganz gleich, was wir zu bewältigen haben: Wir bleiben standhaft und kämpfen. Was ich außerdem besonders mag, ist die Freude und Herzenswärme der Menschen hier. Außerdem mag ich die verschiedenen Feste, die wir jedes Jahr feiern. Was ich für das Land sehr schädlich finde, ist die Tatsache, dass so viele Politiker korrupt sind.

Ghea: Ja, mit den unzähligen Katastrophen, die unser Land geprüft haben, wurde fast alles vernichtet: Gesundheit, Wohlstand, Heimat. Mit nur einem Wimpernschlag haben viele ihre Angehörigen verloren und auch andere Menschen, die sie geliebt haben. Trotzdem: In all diesen tragischen Ereignissen zeigen wir immer noch ein Lächeln im Gesicht. Das ist das, was ich an uns so liebe: Wir stellen uns den Herausforderungen und stehen dann wieder auf. Wenn es aber eines gibt, was ich hasse, dann sind es Menschen, die andere Menschen für ihre Zwecke missbrauchen.

Zoe: Was ich nicht gut finde, ist die wachsende Bergbauindustrie. Sie ist hauptverantwortlich für die Umweltverschmutzung in unserem Land. Sorgen macht mir außerdem die Drogenkriminalität. Sie hat das schon jetzt das Leben vieler zukünftiger Generationen ruiniert. Was ich aber wirklich



Fotos: Wikimedia Commons (1), J. B. Cabajar(1), L. Breininger (1), E. de Castro/REUTERS (1), Elena Yañez (1), Zeichnung: C. Wenn

sehr mag sind die Inseln, die Berge und besonders die Menschen, die ich liebe.

Lea: Ich schätze unsere einzigartige Gastfreundschaft. Ich finde, die Filipinos sind die freundlichsten und höflichsten Menschen. Zudem extrem respektvoll. Außerdem lieben wir es zu einfach, zu singen und zu tanzen. Wo immer wir eine Gelegenheit dazu haben, feiern wir. Ich mag auch unser Essen sehr. Ich weiß, dass die philippinische Küche nicht die berühmteste ist, aber wir haben eine Menge Speisen, die einen Versuch wert sind. Gut finde ich auch, dass es kaum Sprachbarrieren gibt. Mehr als 90 Prozent der Bevölkerung spricht Englisch. Wir Filipinos wissen, dass unsere Kultur und unsere Identität weltweit einzigartig sind. Sie sind allerdings auch etwas Kostbares, das schnell verschwinden kann. Natürlich haben wir auch einige negative Eigenschaften. Ich finde, viele Filipinos neigen zur Trägheit und dazu, Dinge aufzuschieben. Manchmal geht es auch nur im Krebsgang voran. Das sind Eigenschaften, die uns an der weiteren Entwicklung hindern. Wie Meryl und Ghea schätze ich allerdings auch unsere Widerstandskraft. Wenn Katastrophen unser Land heimsuchen, stehen wir das gemeinsam durch und helfen uns gegenseitig im traditionellen Geist des „Bayanihan“. So nennen wir es, wenn alle für ein gemeinsames Ziel zusammenhalten. Dass man sich gegenseitig bedingungslos hilft, obwohl man selbst nichts hat, das gehört für mich zu dem ureigenen philippinischen Geist.

Was sind eure größten Wünsche für euer Land? Was braucht das Land?

Ghea: Unser Land befindet sich derzeit in einem großen Chaos. So hoffe ich inständig, dass Menschen in diesem Land begreifen, dass wir eine Einheit sind. Was wir am meisten brauchen ist Aufmerksamkeit füreinander. Ich denke dabei zum Beispiel auch an die leidenden und einsamen Menschen, die keinen an ihrer Seite haben. Wir sollten außerdem mehr Sympathie für die Obdachlosen haben und auch an die Kinder denken, die auf den Straßen herumstromern auf der Suche nach etwas Essbarem. Allerdings sollte es nicht dabei bleiben, dass man nur Almosen verteilt.

Meryl: Es wäre schön, wenn wir alle Menschen, unabhängig von Staus und Herkunft, in Frieden leben könnten. Was wir meiner Meinung nach am meisten brauchen, sind gute und ehrliche Regierungen.

Lea: Ich wünsche mir, dass unsere Regierung selbstlos agiert, und nicht nur ihr Wohl, sondern das Wohl aller Menschen verfolgt. Dazu gehört auch, dass sie und ihre Beamte ehrlich und im Sinne des Gesetzes handeln. Wenn in der Regierung ein unguter und krimineller Geist herrscht, dann bleibt das nicht ohne Folgen. Überhaupt ist es doch so: Wo Menschen im schlechten Geist handeln, verkünden sie auch unsinnige Botschaften verhalten sich schlecht in den sozialen Netzwerken. Eine der Wurzeln unserer Probleme ist die Gier. Ich denke, alle würden sich weiter entwickeln, wenn sie ein Gefühl des Vertrauens hätten und sich von der Regierung unterstützt fühlten. Ich wünschte mir zum Beispiel, dass jede arme Familie vom Staat unterstützt wird. Dass sie Kleidung bekommt, ein Dach über dem Kopf und genug zum Essen hat.

Johnmay: Mein größter Wunsch ist es, dass die Auseinandersetzungen in Mindanao ein Ende hätten und Muslime und Christen in Frieden zusammen leben könne. Ich denke außerdem, dass die staatlichen Gelder dafür eingesetzt werden sollten, um Konflikte zu lösen und um Bildung, Gesundheit und Nahrung für alle zu finanzieren.

Zoe: Wir brauchen gute Jobs, Häuser und genug gute Lebensmittel vor allem für die indigene Bevölkerung in unserem Land.

Lea: Das Problem ist, dass manche Zustände dazu führen, dass viele Filipinos arm bleiben oder noch ärmer

werden. Unabhängig davon, wie viel sie arbeiten, schaffen es viele nicht, aus der Armut herauszukommen. Das sollte sich ändern. Das, was Menschen außerdem brauchen, sind ein funktionierendes Rechtssystem, Jobs, Bildung, Essen und eine gute Infrastruktur. Wer je die Rush Hour erlebt hat weiß, wovon ich rede. Verbesserungsbedarf gibt es allemal für unsere Flughäfen, die Bahn und den Schwerverkehr auf den Straßen. Auch das Bildungssystem müsste verbessert werden. Die meisten Eltern wollen ihre Kinder in eine Privatschule geben. Warum? Weil an den öffentlichen Schulen die Klassenräume, Stühle, und das Unterrichtsmaterial mangelhaft sind. Die öffentlichen Schulen sind für die Armen. Unsere Lehrer sind kompetent und wettbewerbsfähig, aber leider werden sie zu schlecht bezahlt.

Was wünscht ihr euch für die Zukunft? Wie möchtet ihr leben?

Meryl: Ich möchte ein ausgefülltes Leben haben, ein Vorbild für andere sein. Ich wünschte, dass ich noch mehr Menschen helfen könnte. Natürlich möchte ich in Frieden und auch auf der Sonnenseite des Lebens stehen. Aber so ein Leben, das wünsche ich allen Menschen.

Kyle: Ich möchte erfolgreich sein.

Ghea: Leben ist oft auch ein Kampf, viele konkurrieren miteinander. Aber eigentlich wäre doch das Wichtigste zu lernen, miteinander auszukommen. Ich wünsche mir aber auch, dass ich ohne Angst leben kann. Ich möchte keine Angst haben, dass etwas passiert, wenn ich einen Fuß vor die Haustür setze. Ich möchte an einem Ort leben, wo es keinen Krieg und kein Chaos gibt. Ich weiß, dass es noch ein weiter Weg ist, bis der Frieden die Macht über den Krieg hat. Ich bin eine Schülerin mit großen Träumen. Ich wünschte mir, dass sich meine Ziele erfüllen und ich die hochfliegenden Träume erreichen kann.

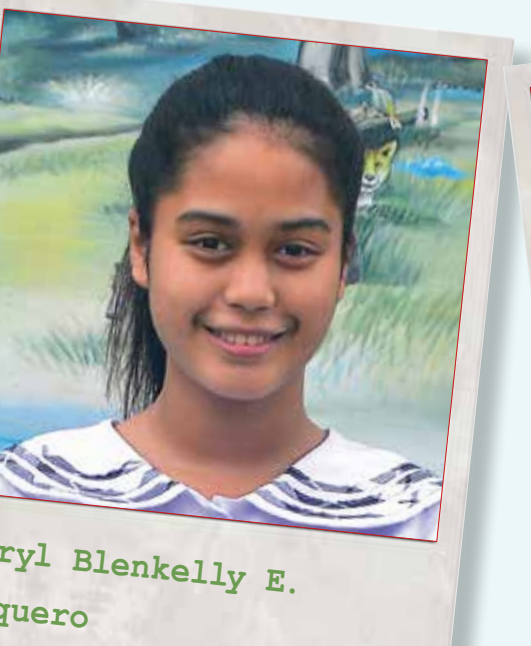
Zoe: Ich möchte mein Land unterstützen, so gut ich kann. Es wäre gut, wenn ich Drogenabhängige irgendwie dazu bringen könnte, dass sie wieder einen Sinn in ihrem Leben sehen. Außerdem will ich dafür kämpfen, dass es keine Kriege mehr gibt. Kinder, die Opfer von Kriegen sind, sollen eine Hoffnung haben. Wichtig finde ich aber auch, etwas gegen den Klimawandel und die Umweltzerstörung zu tun.

Lea: Ich möchte jeden Tag so leben, als ob jeder Tag neu wäre. Ich will mich nicht mehr damit beschäftigen, was gestern, in der Woche oder dem Jahr zuvor passiert ist. Ich möchte mein Leben leben und dabei wahrhaftig bleiben, möchte ich selbst sein und nicht danach streben, so zu sein wie andere, nur um gemocht oder geliebt zu werden. Für mich ist es besser eine Originalversion meiner selbst zu sein als eine Kopie. Es macht mir Freude die Möglichkeiten zu entdecken, die das Leben bietet und mir Ziele zu setzen, die mein Leben erfüllen. Ich finde das Leben großartig, wenn ich mit Menschen zusammen sein kann, die ich liebe und die mich lieben. Meine Familie, das ist das, was mich durch das Leben begleitet und mir immer Schutz gibt. Jeder Mensch ist einzigartig und wunderbar, auf unterschiedliche Weise. Ich denke, wenn man positiv gestimmt ist, kann man viele Dinge realisieren. Ich wünsche mir für mich selbst, dass es mir gelingt, das Beste aus mir herauszuholen, so dass ich stolz darauf sein kann, was ich getan habe. Ich möchte später einmal von mir sagen können, dass ich eine Frau bin, die ihre Träume wahr gemacht hat. Kraft habe ich genug. Das wünsche ich aber auch allen Menschen. Vielleicht wird es wegen der technischen Entwicklung irgendwann keinen Hunger und keine obdachlosen Menschen mehr geben. Ich glaube daran, dass Menschen irgendwann lernen, sich zu achten und friedfertig miteinander umzugehen – unabhängig vom ökonomischen Status, einfach weil sie alle Geschöpfe Gottes sind.

Elena Yañez
ist Lehrerin an einer staatlichen Schule in Cagayan de Oro.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Fotos: Elena Yañez (5), C. Wenn (1), istock (1)



ryl Blenkelly E.
quero

Kyle Joshua Badajos

Zoe Arwen Gallardo

Pinoy Pop, Videoke und SMS

Gesang steht in der philippinischen Volkskultur auch heute hoch im Kurs

Mary Lou U. Hardillo-Werning

Noch immer erinnere ich mich lebhaft an folgende Begebenheit. Nene, eine Verwandte von mir, bemühte sich vor Jahren eifrig um ein Visum für die Vereinigten Staaten von Amerika. Bereits Wochen vor ihrem Gesprächstermin in der US-Botschaft in Manila hatte sie sich auf alle möglichen Fragen eingestellt: Was der Grund ihrer Reise sei, wie sie ihren Aufenthalt in den USA bestreite, und so weiter. Gleichzeitig hatte sie sich um alle notwendigen Papiere gekümmert, um sich endlich ihren langersehnten Traum, ins gelobte Land von Milch und Honig zu reisen, zu erfüllen.

Am Tag des Vorstellungsgesprächs riet mein Onkel Nene, unbedingt eine ganze Knoblauchknolle in ihrer Handtsche zu verstauen. Das nämlich sei ein Glücksbringer. Als wir das zum ersten Mal hörten, mussten wir schallend lachen. Allein über die Vorstellung, wie verdutzt wohl der inspizierende amerikanische Botschaftsangestellte reagieren würde, wenn er ausgerechnet Knoblauch in ihrer Tasche entdecken würde. Als Nene abends nach Hause zurückkehrte, glich das einem Triumphzug. Sie hatte es geschafft und tatsächlich ein US-Visum erhalten! Übergroß war die Freude. Jetzt konnte die Knoblauchknolle, nachdem sie ein wahres Wunder bewirkt hatte, endlich ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt werden. Sie verschwand flugs im Topf, um adobo zu kochen, einen schmackhaften Sud mit Schweine- oder Hühnerfleisch. Danach verstand es sich für Nene von selbst, dem Herrn für seine Güte zu preisen und ein ganz besonderes Erntedankgebet zu sprechen.

Auch in Zeiten kabelloser Kommunikation lassen sich die meisten Filipinos im alltäglichen Umgang mit anderen noch immer von Vorstellungen leiten, die tief im Volksglauben verwurzelt sind. Nicht nur ihr Glauben an Übernatürliches, auch das Festhalten der Filipinos an traditionellen Werten wie Gottgläubigkeit, höchste Wertschätzung der Familie, Beachtung von Anstand und Schamgefühl sowie Hilfsbereitschaft gegenüber ihren Mitmenschen haben die Kolonialherrschaft überdauert und sich gegenüber allen veränderten Formen der Kommunikation behauptet.

Während der spanischen Kolonialzeit, die erst 1898 ein Ende fand, wurde die einheimische Bevölkerung in ihrer Religiosität bestärkt. Das führte dazu, dass die Menschen die neue Religion ohne weiteres in ihre traditionellen Glaubensvorstellungen und -praktiken integrierten. So entstand der Volkskatholizismus à la Filipino. Gemeinsam mit Mitgliedern der einheimischen Elite führten spanische Kolonisatoren auch eine „volksnahe Kultur“, etwa in Form unterschiedlicher Passionsspiele, ein. Damit wollte man die Akzeptanz und Verbreitung des Christentums erhöhen. Bis heute gibt es Flagellanten, die sich während der Karwoche auspeitschen oder ans Kreuz nageln lassen, um so für ihre Sünden zu büßen. Zahlreiche Kirchen sind nach einem Schutzpatron benannt, der mit besonderer Wunderkraft ausgestattet ist und es Gläubigen ermöglicht, nach neuntägiger Andacht und Gebet Heilung zu erlangen. In dieser Zeit tragen die Gläubigen Bildnisse von Maria, Jesus und anderen Heiligen in ihren Taschen und Portemonnaies. Taxi- oder Dreiradfahrer behängen die Spiegel ihrer Gefährte gern mit Rosenkränzen, während zahlreiche Geschäfte Santo Nino-Statuen, Statuen des kleinen Jesus, als Glücksbringer feilbieten.

Während der US-amerikanischen Kolonialherrschaft entwickelte sich

Auch sie lieben Karaoke: Iris des la Cruz und Mayanne Redonda mit einer Freundin (v.l.) in Bansalan in der Provinz Davao del sur.

Noch heute haben sich auch viele ursprüngliche Tänze erhalten und werden von Tanzgruppen wie hier beim Festival für Kunst und Kultur in Bulacan dargeboten

danach so etwas wie eine Populärkultur. Amerikanische Missionare, Lehrer und Verwaltungsbeamte führten die Demokratie ein und überzeugten die Filipinos vom Nutzen öffentlicher Schulen. Sie brachten eine neue Sprache mit, neue Technologien, Radio, Fernsehen und Filme. Filipinos erlebten ein halbes Jahrhundert lang – bis zum Sommer 1946 – eine Art Hollywood-Atmosphäre. Auf den Inseln waren nun populärkulturelle Erscheinungsformen wie engansitzende Hosen, ein James Dean-Look oder eine Elvis-Frisur gleichermaßen en vogue. „Stateside" hieß nun alles, was aus den USA kam. Nur „stateside"-Produkte zeugten von Qualität. Und „genuin" wurde für Waren benutzt, die in den USA hergestellt und weitaus begehrter waren als lokal gefertigte Erzeugnisse oder Imitationen.

Singen garantiert hohe Sympathiewerte – auch in der Politik

„Made in the Philippines" ist heute ebenso präsent wie Pinoy Pop, die Populärkultur mit eigenen Folksongs, indigenen (ethnischen) Elementen in Musik, Theater, Film sowie im Modebetrieb und selbst in der Gastronomie. OPM steht für Original Pilipino Music – meist eine Mischung aus Tagalog und Englisch –, die Balladen, Untergrundbands, Ethno-Rock-Gruppen ebenso einschließt wie Chorgesang. Ein neues Genre von Rock- und Bluesmusik machte Taglish hoffähig, Songs im Mix von Tagalog-Englisch, die sich im Lande selbst sowie unter Filipinos im Ausland größter Beliebtheit erfreuen.

Filipinos sind wahre Naturtalente, was Musik betrifft. Weltweit zählen philippinische Rockbands, Gesangsgruppen, Solokünstler und Entertainer zu den Besten ihres Metiers. Man findet sie bei internationalen Songwettbewerben ebenso wie auf Luxusschiffen und in Fünfsternehotels. Da Filipinos überaus gesellig sind, mutieren Versammlungen und Parties rasch in Karaoke- oder Videoke-Wettbewerbe. Karaoke und Videoke sind nicht mehr wegzudenkende Elemente in Wahlkämpfen geworden. Kandidaten, die in der Öffentlichkeit nicht besonders gut singen können, wird es sehr schwer fallen, im Wahlkampf genügend Stimmen auf sich zu vereinigen. Man liebt es, wenn Politiker ihre Volksnähe durch gutes Singen demonstrieren.

Nirgendwo werden so viele SMS verschickt

Selbst wenn jemand kein öffentliches Amt anstrebt, ist Kameraderie im Kontext unserer „Wir-Gesellschaft" ein Wert an sich. Filipinos schätzen das Gefühl der Verbundenheit. So bedeutete die Einführung von Kurzbotschaften wie SMS in den 1990er Jahren eine neue Ära. Nun konnte man sich noch häufiger austauschen. Mittlerweile gelten die Philippinen als weltweite „texting capital". Täglich werden landesweit annähernd 1,4 Milliarden SMS verschickt, vor allem von den OFWs, den 11 Millionen Overseas Filipino Workers. Unter ihnen werden SMS geschickt, was das Zeug hält: bei Geburtstagen, Notfällen, Infos über Geldüberweisungen und so weiter. Mütter, die im Ausland arbeiten, benutzen SMS, um Kindern beim Nachhilfeunterricht zu helfen oder ihnen Kleidervorschriften zu übermitteln.

Für die meisten OFWs sind Mobiltelefone und freie WLAN-Verbindungen unverzichtbar geworden. Sie sind die Nabelschnur zu fernen Verwandten und Freunden. Diese Verbindungen spenden Trost und lassen Alltagssorgen und Tristesse vergessen. Außerdem kann man mit den neuesten Kommunikationsgeräten auch Spiele spielen, Horoskope lesen, Filme anschauen und die eigene Spiritualität durch Lesen und Versenden von Bibelversen wahren und erhöhen.

Die Familie ist die mit Abstand höchstangesehene „Institution" unter Filipinos. Wahrscheinlich ist das ein wesentlicher Grund für die immens rasche Verbreitung und Nutzung sozialer Medien wie Facebook. Man betrachtet sie als integralen Bestandteil einer alternativen Familie, wo digitale Freunde zu wirklichen Freunden werden. So ist man nie allein. Soziale Medien dienen folglich nicht nur einem kurativen Anliegen. Ihr Potenzial für poli-tischen und sozialen Aktivismus ist enorm und sollte nicht unterschätzt werden. Filipinos konnten mit Hilfe sozialer Medien und engagiertem „texting" zu Beginn des Jahres 2001 den damaligen Präsidenten Joseph E. Estrada, der wegen schwerer Korruptionsvorwürfe in Ungnade gefallen war und sich dem Volk entfremdet hatte, vorzeitig aus dem Amt jagen. Die neue Sprache des texting entwickelt sich gemeinsam mit realen Freunden sowie Cyber-Freundschaften und wird unter diesen beziehungsweise mit ihnen geteilt und stets „verfeinert". Heute ist es an der Tagesordnung, solche Abkürzungen wie beispielsweise CU, BrB, SMH zu verwenden. Nun schreibe ich das auf, werde aber sicher irgendwann auch TTYL (talk to you later) ... später dann mit und zu euch reden.

Mary Lou U. Hardillo-Werning *ist Ethnologin und Soziologin und arbeitet freiberuflich u. a. als Publizistin, Dozentin, Übersetzerin und Trainerin für Interkulturelle Kommunikation. Sie ist Vorsitzende von* Babayalanes Germany *und* Philippine Women's Forum e. V.

Fotos: C. Wenn (1), L. Breininger (1), Wikimedia Commons (1)

Discountware auf dem globalen Arbeitsmarkt

Weltweit kommen etwa ein Drittel der Seeleute von den Philippinen. Seemannspastor *Matthias Ristau* war in Manila und hatte dort mehr über ihre Situation erfahren.

Ihr lächelt doch immer so freundlich – woran sollen wir denn dann sehen, dass Ihr Probleme habt?“ Auf diese Frage einer englischen Seelsorgerin gab es von den philippinischen Seefrauen keine einfache Antwort. In einem Saal in der Altstadt von Manila erzählten uns drei Frauen von ihren Erfahrungen als Offizierinnen. Eine von ihnen fing gleich an: Alle hätten doch zu Beginn ihres Berufes Psychotests machen müssen, um zu ermitteln, ob sie geeignet seien. Aber „Menschen sind doch nicht wie Maschinen. Psychologie ist doch nicht mit Physik zu vergleichen“. Die anderen antworteten: „Du bist getestet und musst funktionieren.“ Aber so einfach ist das eben nicht. Jeder und jede habe mal Probleme, aber keiner spreche darüber. Die Seefrauen bestätigten: Nie habe man Seeleute gehört, die sich über Schwierigkeiten beklagen.

Seeleute gelten in den Philippinen als „nationale Helden“. Sie fahren raus in die Ferne und schaffen für die Familie (und das Land) das Geld ran. Vorher hat die Familie oft viel Geld in deren Ausbildung gesteckt. Ein Satz ist immer wieder von Filipinos auf den Schiffen zu hören: „I sacrifice myself for my family“ – „Ich opfere mich für meine Familie“.

Seeleute werden von ihrer Regierung als „Ware“ angepriesen

Im Herbst 2016 waren 63 „Port Chaplans“, Hafenseelsorger, verschiedener Seemannsmissionen aus 23 Ländern nach Manila zu einem Symposium eingeladen worden, um sich einen Eindruck über die Situation von Seeleuten vor Ort zu verschaffen. Für Menschen, die sich weltweit für die Rechte von Seeleuten einsetzen, war dies eine wichtige Möglichkeit zum Austausch. Dennoch gab es immer wieder Situationen, die einem den Atem verschlugen. Etwa als Vertreter von Regierungsbehörden während eines Podiumsgespräches über Seeleute als einem „Produkt“ sprachen, das auf dem Weltmarkt angepriesen und verkauft werden solle. Die Politiker, die den Auftrag hatten, Fürsprecher der Seeleute zu sein, priesen diese nun an wie eine menschliche Ware:

1. Filipinos sind immer freundlich. 2. Während andere sich über Überstunden beschweren packen die Filipinos an. 3. Sie arbeiten mit den verschiedensten Nationalitäten gut zusammen, ordnen sich ein.
4. Sie können gut Englisch
5. Sie tun, was ihnen gesagt wird und seien nicht zuletzt gut ausgebildete Seeleute.

Philippinische Seeleute arbeiten überall auf der Welt

Fotos: M. Ristau (1), C. Wenn (1), M.Felder (1)

Als wir mehr über die Schwierigkeiten wissen wollten, mit denen Seeleute zu kämpfen haben, wichen sie aus.

Noch erschütternder fand ich, dass die eigene Regierung ihren philippinischen Seeleuten weniger Rechte einräumt, als sie nach internationalem Recht haben. Das bedeutet konkret:

Auch wenn Seeleute oder die Reederei gerne einen festen Arbeitsvertrag vereinbaren würden, dürfen sie es nach philippinischem Recht nicht, sondern müssen immer wieder neue Zeitverträge abschließen. Weiterhin sind alle Seeleute durch das philippinische Gesetz gezwungen, einen Mustervertrag anzuwenden. Dieser begrenzt Entschädigungen nach Arbeitsunfällen. Das heißt, obgleich Seeleuten nach ausländischem Recht mehr Geld zustehen würde, legt der philippinische Vertrag eine niedrigere Summe fest, zu deren Nachteil.

Manche müssen für ihre Agenturchefs erst einmal ein Haus bauen

Ortswechsel. Mitten in Manila liegt der Platz „Kalaw“. Er ist eine Art „Markt für Seeleute“. Auch wenn die Seeleute sich nicht selbst anpreisen, hat es etwas von einem Sklavenmarkt. „As soon as possible“, steht auf den Schildern der Agenturen, – „so schnell wiemöglich“. Oder „Dringend gesucht!!“ Alle Jobs auf Schiffen: vom Kapitän, über Ingenieur und Bootsmann bis zum Koch und einfachen Matrosen, aber auch Servicekräfte für Kreuzfahrtschiffe. Dazu schöne bunte Bilder. Daneben gibt es gleich Angebote für Häuser, die man sich mit dem noch nicht verdienten Geld kaufen könnte.

Doch, so erzählen uns Seeleute, wenn man an einen der Stände geht, dann bekommt man nicht etwa gleich einen Job. Für die Vermittlung gibt es eine „Manning Agency“, eine Agentur, die Personal für Schiffe vermittelt. Davon gibt es in Manila wohl hunderte, viele mit klangvollen Namen. Eine ganze Reihe davon sind übrigens Ableger von europäischen und deutschen Schifffahrtsunternehmen.

Vom Stand auf dem Seeleute-Markt werden die Seeleute zu so einer „Manning Agency“ geschickt. Obwohl es zuvor hieß: „So schnell wir möglich“, „zu sofort dringend gesucht“, bekommen sie dort nicht etwa gleich einen Vertrag. Stattdessen dürfen sie ihre Unterlagen abgeben und bei der Agentur eine Art Praktikum machen. Im besten Fall ist das Büroarbeit. Uns wurde aber auch von Fällen berichtet, in denen Seeleute für die Chefs der Agentur deren Privathäuser bauen durften. All dies, selbstverständlich ohne dafür Geld zu bekommen. Oft müssen sie noch selbst für Unterkunft und Essen aufkommen. Es wird behauptet, das sei ein „On Job Training“, also eine Art Praktikum. Oft ist es aber alles andere als eine gute Vorbereitung für den Job an Bord. Vor allem die jungen Offiziersanwärter sollen ja später an Bord Entscheidungen treffen und diese dann auch selbstbewusst durchsetzen. Doch in diesem „Praktikum“ werden sie nicht selten gedemütigt.

Bei den Seemannsmissionen in den deutschen Häfen sind über die Hälfte der Seeleute Filipinos. Sie berichten oft, dass sie meist neun Monate auf dem Schiff arbeiten und dann einen oder zwei Monate zu Hause sein können. In Manila erfuhren wir allerdings von den Seeleuten, dass sie in dieser kurzen Zeit oft noch Kurse machen müssen. Allerdings ist die Hauptstadt für viele weit von ihrem Heimatort und damit von ihren Familien entfernt. Manche dieser Kurse sind vorgeschrieben und wichtig für die Arbeit an Bord und das Weiterkommen im Job. Es kommt aber oft vor, dass die Personalagentur die bei ihnen angestellten Seeleute zwingt, noch eine ganze Reihe anderer Kurse zu besuchen, die sie häufig noch selbst bezahlen müssen, zumindest jedoch den Aufenthalt in Manila. In eigens für Seeleute eingerichteten Herbergen hausen Seeleute unter unwürdigen Umständen. In einer besonders billigen Herberge, die wir besucht haben, schliefen 60 Seemänner in einem Raum.

Nach diesen Begegnungen ist mein Respekt für die harte Arbeit der Seeleute noch mehr gestiegen – und ich habe gelernt beides zu sehen: das freundliche Lächeln, aber auch einiges von dem, was dahinter liegt.

Seeleute auf dem Marktplatz „Kalaw“ in Manila, wo ihnen Jobs vom Kapitän, über Ingenieur bis zum Koch und einfachen Matrosen angeboten werden.

Matthias Ristau, *Seemannspastor der Nordkirche, hatte im vergangenen Jahr in Manila an einem internationalen Seminar zur Situation philippinischer Seeleute teilgenommen.*

„Hart ist es, wenn Seefahrerinnen noch Kleinkinder zuhause haben“

Über die Situation von Frauen an Bord wurde bislang kaum berichtet. *Hedwig Gafga* hat mit der Philippinin *Elisa Bombis* gesprochen, die in Kiel ehrenamtlich Seefahrerinnen betreut.

Elisa Bombis *ist auf den Philippinen aufgewachsen und lebt seit 31 Jahren in Kiel. Sie gehört dem Vorstand der Kieler Seemannsmission an. Ehrenamtlich arbeitet sie in der Seemannsmission, in der deutsch-philippinischen Gesellschaft e.V. und in ihrer katholischen Kirchengemeinde. Sie ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder.*

Frau Bombis, wie hat Ihr Engagement für Seefahrerinnen angefangen?
Elisa Bombis: Ich betrieb in Kiel einen Asia-Shop, wo mich der frühere Diakon der Seemannsmission ansprach, ob ich nicht bei ihnen mitarbeiten wolle. Seitdem besuche ich philippinische Seeleute, die bei uns in Kiel im Krankenhaus liegen. Manchmal organisiere ich auf Anfrage einer Schiffscrew von unserer katholischen Gemeinde aus einen Gottesdienst in philippinischer Sprache an Bord, mit dem philippinischen Pfarrer aus Hamburg und unserem philippinischen Chor.

Wie oft werden Sie für einen Krankenbesuch angefragt?
Unterschiedlich. Mein letzter Einsatz war im vergangenen Jahr, er ging über drei Monate. Ein philippinischer Schiffskoch hatte bei der Einfahrt des Frachters in der Kieler Schleuse einen Schlaganfall erlitten. Er kam von meiner Heimatinsel und sprach denselben Dialekt wie ich. Ich war fast täglich dort, übersetzte zwischen ihm und dem Krankenhauspersonal und informierte seine Familie, bis er nach Hause reisen konnte. Auf einem Schiff arbeiten konnte er nicht mehr.

Betreuen Sie auch Seefahrerinnen im Krankenhaus?
Das kommt selten vor. Vielleicht weil Frauen auf Kreuzfahrtschiffen fahren, wo es ärztliche Hilfe gibt. Kürzlich betreute ich eine schwangere indonesische Seefahrerin im Krankenhaus. Eine Risikoschwangerschaft. Sie hatte die Schwangerschaft zunächst versteckt, merkte aber, dass sie Hilfe brauchte. Sie musste runter vom Schiff. Sie war sehr traurig. Ihren Freund, einen Filipino, hatte sie an Bord kennengelernt, er war katholisch, sie hingegen eine Muslima. Eine Heirat war damit ausgeschlossen, das wusste sie. Eine indonesische Frau und ich leisteten ihr Beistand.

Wo treffen Sie die Seefahrerinnen noch?
Mit den Seefahrerinnen habe ich in unserer Seefahrer-Lounge Kontakt. Oft spüre ich, dass sie stolz auf ihre Arbeit sind. Die meisten kommen von den Philippinen, aber auch aus Indonesien, China, Malaysia, Vietnam. Sie arbeiten auf dem Schiff im Spa-Bereich, machen Maniküre, Massagen. Auch bei der Security gibt es Frauen, manche sind Verkäuferinnen in den Boutiquen an Bord oder sie arbeiten als Zimmermädchen. Lange Gespräche sind selten, sie haben nur ein paar Stunden Zeit, ihr Schiff fährt am Tag der Ankunft abends wieder ab. In unserer Seefahrer-Lounge gehen sie ins Internet und sprechen über Skype mit ihrer Familie, sie überweisen Geld nach Hause, und kaufen sich Dinge, die sie brauchen, Zahnpasta, Seife, Deo, Schokolade.

Ist ein Arbeitsplatz auf einem Kreuzfahrtschiff begehrt?
Überwiegend sehr begehrt.

Warum entscheiden sich philippinische Frauen für die Arbeit auf dem Schiff?
In die Welt hinausgehen, das ist interessant. Auf dem Kreuzfahrtschiff gibt es ein buntes Leben, Entertainment, es ist viel los, sie können dort shoppen. Durch die Passagiere bekommen sie etwas vom Leben in Europa mit. Sie bilden sich weiter, für Crewmitglieder gibt es Deutschunterricht. Das bedeutet für sie ein Plus auf dem Arbeitsmarkt. An erster Stelle steht für sie das Geldverdienen, dann geht es auch darum, andere Leute kennenzulernen. An Bord gibt es viele Nationalitäten, Religionen, Kulturen und Sprachen innerhalb der Crew. Das Leben ist nicht immer einfach, aber interessant. Das bunte Leben kann auch hart sein.

Was ist hart für die Frauen?
Ich sehe manchmal, dass eine von ihnen sehr traurig ist. Oft rührt es daher, dass sie von der Familie getrennt sind. Viele sind oft sieben Monate auf dem Schiff, manche länger. Obwohl es schön ist, vermissen sie die Familie. Wenn dann noch ein Familienevent stattfindet, ist es für die Frauen besonders schwer, nicht bei der Familie sein zu können. Besonders hart ist es, wenn Seefahrerinnen noch Kleinkinder zuhause haben.

Was sagen die Frauen über die Arbeit an Bord?
Wenig. Die Frauen arbeiten schon mal elf, zwölf Stunden. Vor längerer

Fotos: H. Gafga (1), C. Ravelo/REUTERS (1)

Jobangebote von Agenturen für Seefahrerinnen. Auch hier gilt: Wer einen hohen Bildungsgrad hat, hat bessere Chancen.

Zeit sind einmal Seeleute zum Kapitän gegangen, um sich wegen zu langer Arbeitszeiten zu beschweren. Sie argumentierten damit, dass weniger Arbeitsstunden pro Woche in ihrem Vertrag angegeben waren. Es kam zu keiner Einigung, sie mussten das Schiff verlassen.

Die Kreuzfahrtschiffe laufen Kiel von April bis September an. Wie geht es danach für die Frauen weiter?

Sie haben befristete Verträge. Wenn sie länger bei einer Reederei sind, bekommen sie manchmal gleich im Anschluss einen neuen Vertrag und haben dazwischen einen bis drei Monate Pause. Manchmal reicht ihnen diese Zeit nicht, um sich allen Anliegen in ihrer Großfamilie ausreichend zu widmen. Wenn sie aber nicht gleich wieder losfahren, ist nicht sicher, dass sie später wieder auf einem Schiff Arbeit finden.

Wo können Sie sich bewerben?

Auf den Philippinen vermitteln Agenturen die Arbeit auf den Schiffen. Wer einen hohen Bildungsgrad hat, hat bessere Chancen. Da die Verträge in den Heimatländern geschlossen werden, haben Seeleute bei gleicher Arbeit unterschiedliche Verträge, wenn sie aus unterschiedlichen Ländern kommen. Philippinische Familien sind stolz, wenn ihre Tochter oder ihr Sohn den Job bekommt. Auf einem Kreuzfahrtschiff zu arbeiten ist oft besser als andere Auslandsjobs, etwa als „domestic helper“ weltweit in Haushalten, oder als Babysitter bei Familien in Hongkong.

Treffen Sie die Frauen mehrmals?

Frauen, die in unserer Seefahrer-Lounge waren, kommen immer wieder. Es ist ein Stück Heimat für sie. Sie freuen sich, wenn sie uns sehen. Das macht wiederum mir Freude. Manche Schiffe kommen alle vierzehn Tage in Kiel vorbei. Ich sehe, wie sie vor dem Computer ihren Verwandten zuwinken: Hallo Papa, hallo Mama. Hauptsache Internet! Internet gibt es auch auf manchen Schiffen, aber nicht auf allen.

Sie gehen auch selbst an Bord. Wie läuft das ab?

Meist warten wir an der Schleuse. Wenn das Schiff reinfährt, rufen wir: „Dürfen wir hochkommen?“. Die Arbeiter müssen erst den Kapitän fragen. Wenn es okay ist, gehen wir an Bord. Zur Weihnachtszeit haben wir kleine Geschenke dabei, Telefonkarten, Schokolade. Die Kabinen sehen wir nicht. Das wäre zu aufdringlich. Über Probleme zu reden, ist bei so einem Besuch schwierig, gerade wenn der Kapitän dabei ist. So verteilen wir unsere Broschüre mit Telefonnummern. Irgendwie finden die Seeleute dann einen Weg zu uns.

Was wird aus den Frauen später, nachdem sie ein paar Jahre zur See gefahren sind?

Viele sparen, um sich zu Hause selbständig zu machen. Sie gehen zurück in einen normalen Beruf. Sie eröffnen ein Lokal oder einen Sari-sari-Store, ein kleines Geschäft. Einige arbeiten in Hotels, denn auf den Philippinen wächst der Tourismus. Umgekehrt bekommen Frauen, die Erfahrung in der Tourismusbranche haben, leichter Arbeit auf einem Kreuzfahrtschiff. So treffe ich Seefahrerinnen aus Boracay, einer Touristeninsel, die nahe meines Heimatdorfes liegt. Weil wir dieselbe Sprache sprechen ist das jedes Mal eine große Freude, nicht nur für die Frauen, sondern auch für mich.

Hedwig Gafga
lebt als freie Journalistin in Hamburg.

Hin – und dann ganz weg?

Sie arbeiten in allen Regionen der Welt. Philippinische Frauen und Männer, die auf der Suche nach Arbeit ihr Land verlassen haben.

Niklas Reese

Bei einer Umfrage 2009 erklärten 20 Prozent der Filipinos, dass sie in ein anderes Land auswandern und dort leben würden, wenn sie die Möglichkeit dazu hätten. Das verwundert nicht, bietet doch der einheimische Arbeitsmarkt insbesondere für gut Ausgebildete wenig Perspektiven. Im Ausland, so glaubt man, lässt sich erstens überhaupt noch eine Beschäftigung finden und zweitens das Vielfache verdienen, was eine vergleichbare Stelle im Inland einbringt. Arbeitsmigration ist zur Normalität geworden. Wer über die nötige Qualifikation verfügt, muss sich gegenüber Familie und Freunden sogar rechtfertigen, warum er oder sie nicht ins Ausland gehen will. Migration gilt als Abstimmung mit den Füssen. Der aussichtslos wirkende Zustand von Politik und Gesellschaft führt zu einer „Bloß-weg-hier"-Haltung. Da der Staat pleite ist und soziale Sicherungssysteme nur rudimentär vorhanden sind, gilt für viele Filipinos Arbeitsmigration als beste Möglichkeit, die Familie zu ernähren, Kindern eine Ausbildung zu finanzieren, die Eltern zu unterstützen oder das Kapital zusammen zu bekommen, um nach der Rückkehr ein kleines Geschäft zu eröffnen.

Viele werden vom Staat als „Helden" gefeiert

Fast elf Millionen philippinische Männer und Frauen, mehr als zehn Prozent der Bevölkerung, leben Ende 2015 in über hundert Ländern außerhalb der Philippinen. Die meisten von ihnen, etwa 8,5 Millionen, arbeiten dort und werden deshalb kurz OFW (Overseas Filipino Worker) genannt. Ihr hohes Bildungsniveau sowie exzellente Englischkenntnisse machen sie zu begehrten Arbeitskräften. Unter ihnen gibt es zwei Klassen: Die Höherqualifizierten schaffen es in den „Westen", in die USA, Australien oder Europa. Sie arbeiten dort als Krankenschwestern, Pflegekräfte oder Sonderpädagogen. 60 Prozent der OWFs arbeiten, oft unter ihrer Qualifikation, in Asien und dem vorderen Orient: als Hausangestellte oder Bauarbeiter. Außerdem stellen die Filipinos fast die Hälfte der Seeleute auf Hochseeschiffen.

Über drei Millionen konnten sich im Ausland bereits niederlassen und viele von ihnen sind mit Bürgern (einige auch mit Bürgerinnen) des Ziellandes verheiratet und haben zum Teil deren Staatsbürgerschaft angenommen. Sie fühlen sich jedoch ihrer Heimat weiterhin verbunden und werden daher meist in die Zahl der OWSs eingeschlossen.

Die Massenmigration begann in den 1960er und 1970er Jahren, ausgelöst durch den Mangel an Arbeitskräften in den Industriestaaten Europas und Nordamerikas und den Petroldollars arabischer Ölstaaten. Es entstand eine riesige Nachfrage nach Produktionsarbeitern und Haushaltsangestellten. Heute sind die Spuren von Migration im Land allgegenwärtig. Gab es in der Provinz vor einigen Jahrzehnten nur wenig Häuser aus Zement, die meist Bessergestellten gehörten, so finden sich dort heute viele Gebäude. In Großtädten wurden dank massiver Rücküberweisungen der OFWs immer mehr Siedlungen gebaut. Die Rücküberweisungen der Migranten sind zum wichtigsten Devisenbringer der

Foto: R. Ranoco/REUTERS (1)

Vor ihrem Abflug nach Qatar nimmt Joan Ossillos noch einmal ihre Tochter Chelsea in den Arm und verabschiedet sich von ihrem Mann Mark Anthony. Die Philippinin gehört zu den 8,5 Millionen Overseas Filipino Worker (OFWs) die Ende 2015 in über hundert Ländern außerhalb der Philippinen leben und arbeiten. Arbeitsmigration ist zur Normalität geworden. Aufgrund der Wirtschaftslage des Landes scheint Migration oft der einzige Weg zu sein, um die Familie zu ernähren oder Kindern eine Ausbildung zu finanzieren.

Philippinen geworden. 2014 haben die OFWs mit Hilfe von Banken rund 24 Milliarden Dollar in die Heimat transferiert. Rechnet man den Wert aller Güter hinzu, die über informelle Kanäle ins Land kommen, etwas als Bargeld, „Mitbringsel" oder per Paket, kommt man auf etwa 40 Milliarden. Das ist weit mehr als jegliche ausländische Entwicklungshilfe und entspricht der Höhe des Staatshaushaltes. Kein Wunder, dass die Arbeitsmigranten von der Politik gerne als „Helden" bejubelt werden und ihre Auswanderung nach Kräften gefördert wird.

Allerdings schadet es der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des Landes auch massiv, wenn Fachkräfte das Land verlassen. Zum Beispiel im Gesundheitssektor, wo Tausende von Ärztinnen, Ärzten und Pflegekräften ins Ausland gehen. Deren Abwanderung hat das landeseigene Gesundheitssystem geschwächt. Und zwar nicht, weil es insgesamt zu wenige von ihnen gäbe, sondern eher, weil zuerst die erfahrenen Pflegekräfte abwandern. Sie sind im Ausland besonders gefragt. Sie können dort gegebenenfalls das 20-Fache verdienen. Operationssäle müssen daher mit Berufsanfängern besetzt werden und erfahrenere Krankenschwestern Doppelschichten leisten. Zudem können zurückkehrende Migranten und Migrantinnen ihre im Ausland erworbenen Fertigkeiten kaum einsetzen, weil es an der nötigen Ausstattung und entsprechenden Positionen im Lande fehlt.

Migrantinnen bleiben in traditionellen Rollen

In den letzten Jahrzehnten sind zunehmend mehr Frauen migriert. Grund ist der Bedarf an Arbeitskräften mit speziell „weiblicher Qualifikation": Krankenschwestern, Hausangestellte und Pflegekräfte sind gefragt wie nie. Hinzu kommt, dass Frauen in den Philippinen eine besondere (auch finanzielle) Verantwortung für den Erhalt der (Groß-) Familie tragen, der sie auf dem internationalen Arbeitsmarkt besonders gut nachkommen können. Die Arbeitsmigration kann für Frauen auch attraktiv sein, weil sie ihnen zumindest theoretisch die Möglichkeit bietet, aus traditionell frauenfeindlichen Rollenmustern ausbrechen zu können. Dies gelingt nur ansatzweise, da Frauen im Ausland wiederum in traditionell frauenspezifische Arbeitsverhältnisse gedrängt werden. Dort erwartet sie meist ein besseres Einkommen, allerdings um den Preis eines niedrigeren Status. Zudem ergab eine Untersuchung von 2004, dass jede fünfte Filipina im Ausland körperliche und/oder sexuelle Gewalt seitens der Arbeitgeber erlitten hatte. Die Feminisierung der Migration bringt das traditionell patriarchalische Geschlechtsverhältnis durcheinander. Oft werden Frauen (Mütter, Töchter, Schwestern) durch vergleichsweise hohe Einkommen im Ausland zu den wichtigsten Familienversorgerinnen – und damit zu den faktischen „Bestimmerinnen". Weil die Frau aber traditionell als „Licht des Heimes" (ilaw ng tahnan) gilt und eigentlich Männer die Brötchen verdienen sollten, verändert sich in den Familien mehr, wenn Mütter gehen, als wenn Väter auswandern. In einigen Fällen haben tatsächlich Väter die Sorge für die Familie übernommen, meist sind es allerdings andere weibliche Verwandte, die die Mutter ersetzen. In der Öffentlichkeit wird in der Regel davon ausgegangen, dass die Kinder leiden und psychische Schäden davontragen, wenn ihre Mütter fortgehen. Zerrüttete Familien, Männer, die zu Alkoholikern und Kinder, die zu Kriminellen werden – auch das wird Arbeitsmigrantinnen in die Schuhe geschoben. Eine Sicht, die nur teilweise der Realität entspricht: Eine Studie aus dem Jahr 2011 wies nach, dass die beschriebenen sozialen Kosten der Migration zwar nicht aus der Luft gegriffen seien, dass aber Kinder mit der Migration der Eltern, auch der Mütter, durchaus gut zurechtkommen können.

Mehr Arbeitsplätze im eigenen Land schaffen

Die Arbeitsmigration unmittelbar zu beenden wäre nicht nur unrealistisch, sondern würde vermutlich auch einen Aufstand im Land auslösen. „Arbeitsmigration ist wahrscheinlich kurz- und mittelfristig eine notwendige Strategie", so der Wirtschaftswissenschaftler Fernando Aldaba. Mittelfristig solle die Regierung davon abrücken, die Migration noch auszubauen. „Insbesondere muss die Regierung Wege finden, die Überweisungen in produktivere Investitionen umzuwandeln, so dass mehr Arbeitsplätze im Inland geschaffen werden", so Aldaba. Das hieße, den Strukturwandel im Land voranzubringen, die Arbeitsproduktivität zu erhöhen, mehr Wertschöpfung im Land zu erzielen, die Infrastruktur auszubauen, den Mittelstand zu fördern und zu industrialisieren und die Massenkaufkraft zu stärken. Nur die Sicherung einer menschenwürdigen Existenz in den Philippinen wird die Massenmigration aufhalten können.

Der Artikel ist eine stark gekürzte und bearbeitete Fassung des Artikels aus dem „Handbuch Philippinen", Niklas Reese, Rainer Werning, (Hg.) Horlemann Verlag, Berlin 2012, 5. Auflage.

Boomindustrie Callcenter

Niklas Reese

Standort Nr. 1 für Callcenter sind heute die Philippinen. Jeder vierte Job entsteht heute im Callcenter-Sektor .

Callcenter sind eine der am schnellsten wachsenden Industrien in den Philippinen. Jeder vierte Job entsteht heute im Callcenter-Sektor. Damit haben die Philippinen Indien als Standort Nr. 1 für Callcenter weltweit überholt. Der Boom hat vor allem zwei Gründe: Zum einen gibt es zu wenig Jobs mit vergleichbarem Einkommen im Inland. Zum anderen versuchen Unternehmen in sogenannten Industrieländern, wie den USA oder Deutschland, Lohnkosten zu sparen (Outsourcing). Während ein „Callcenteragent" in den USA etwa 15 US-Dollar pro Stunde verdient, bekommen Kollegen in Asien oft nur etwas mehr als zwei US-Dollar pro Stunde.

Anfangs wurden Callcenter vor allem in Indien eingerichtet. Gerade nordamerikanische Kunden hatten sich jedoch beschwert, dass das (britisch gefärbte) Englisch nur schlecht zu verstehen sei. Eine Marktlücke für die Philippinen, wo die Bildung an Colleges und Universitäten fast ausschließlich auf Englisch stattfindet. Zudem sind viele Menschen hier aufgrund der Kolonialgeschichte mit der amerikanischen Kultur und der Geographie vertrauter als andere englischsprachige Billiglohnländer.

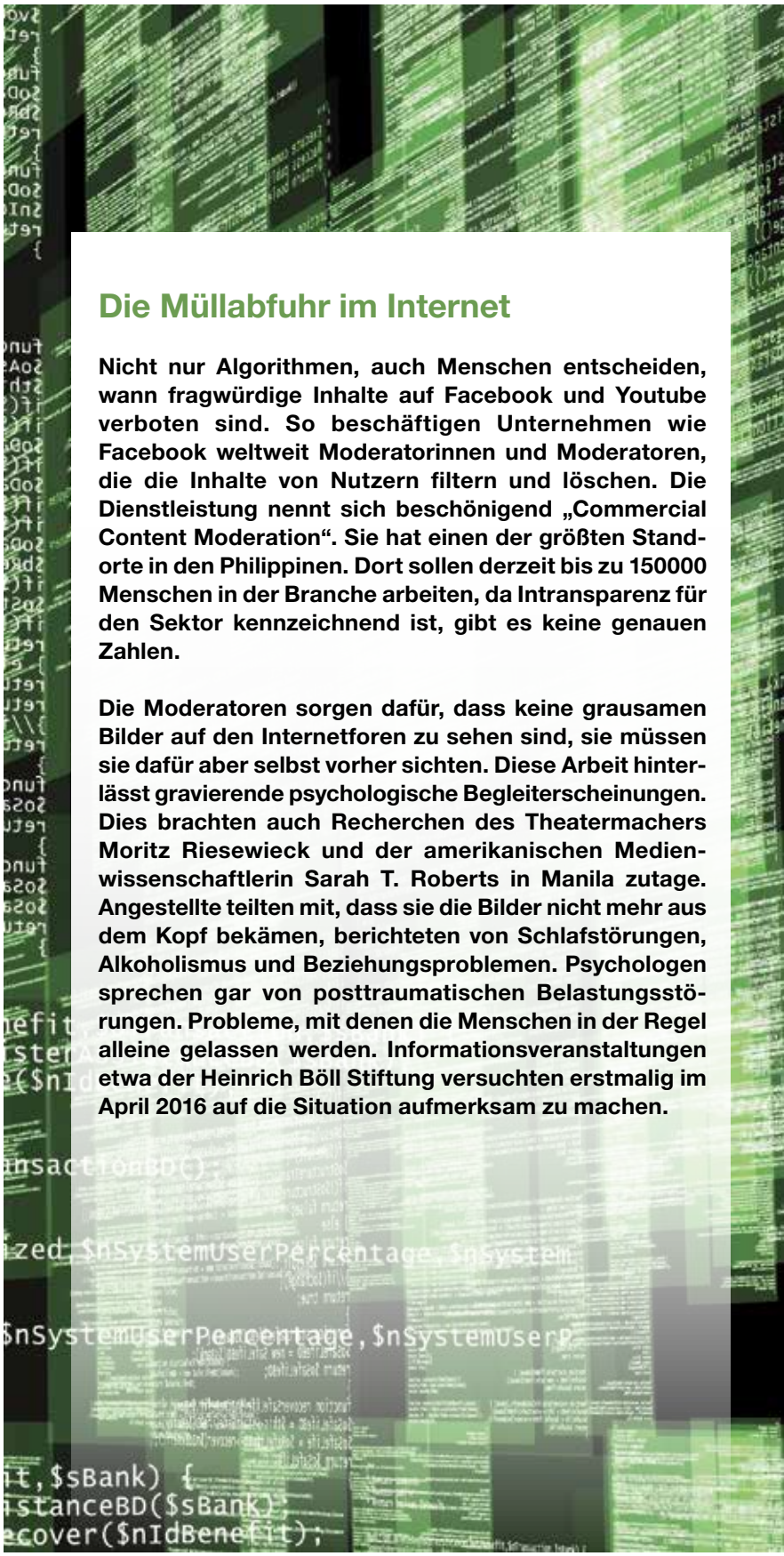
Die Löhne liegen zwar weit unter denen in den USA und anderen Herkunftsländern der Auftragsgeber. Dennoch verdient man in internationalen Callcentern um einiges mehr, als wenn man in dem Beruf, den man studiert hat, arbeiten würde. So erhält eine Lehrerin monatlich etwa 9000 bis höchstens 20000 Pesos (wenn sie überhaupt einen Job findet), während selbst eine Anfängerin im Callcenter je nach Standort schon 12000 - 30000 Pesos verdient. Wer in der Kundenakquise (outbound) oder als „Multilingual" (also Leute, die noch andere Fremdsprachen als Englisch können) arbeitet, verdient schnell das Drei- bis Vierfache. Zudem braucht man oft Beziehungen, um einen „normalen" Job zu bekommen. Für Jobs im öffentlichen Sektor muss man außerdem noch viel Papierkram erledigen. In Callcentern dagegen ist es üblich, schon am Abend nach dem Vorstellungsgespräch den Job angeboten zu bekommen. Zudem kann man sich darauf verlassen, dass die internationalen Callcenter die Sozialversicherungsabgaben abführen. All das macht die Jobs selbst für Absolventen und Absolventinnen der Eliteuniversitäten attraktiv. Auf die Frage, ob es sie nicht störe, dass sie für die gleiche Arbeit nur einen Bruchteil dessen verdienen, was in den USA üblich ist, hört man oft: „Die verlieren aber ihre Jobs, wir nicht."

Die Arbeitsbedingungen in vielen Callcentern dagegen ähneln denen einer Fabrik: So müssen Kundenbetreuerinnen und -betreuer rund 80 Anrufe am Tag entgegennehmen (also 10 Anrufe pro Stunde) und werden

Fotos: E. de Castro/REUTERS (1), L. Daval jr./REUTERS (1), istock (1)

ständig von ihren Vorgesetzten überwacht. Viele klagen über Stress, Augenleiden, Kopf- oder Rückenschmerzen. Da die Agenten dann arbeiten müssen, wenn die Anrufenden wach sind und die Tageszeit in den Philippinen acht bis dreizehn Stunden von der in Nordamerika abweicht, bedeutet die Arbeit in Internationalen Callcentern vor allem Nachtarbeit. Auch das schadet der Gesundheit. Zudem müssen Agenten unverschämte und oft auch rassistische Beschimpfungen von Anrufenden ertragen.

Nachtarbeit bedeutet für Agenten, dass sie in einem anderen Zeitrhythmus leben als ihre Familie und ihr (alter) Freundeskreis. Sie werden aus den Rhythmen der übrigen Gesellschaft herausgerissen. Viele müssen an philippinischen Feiertagen – selbst über die Weihnachtstage – arbeiten, haben dann aber an amerikanischen Feiertagen frei. Das Leben der Agenten beginnt sich um die Callcenter-Produktion zu drehen. Neue Freundinnen und Freunde kommen dann auch meist aus der Callcenter-Branche. So möchte kaum jemand sein Leben lang im Callcenter arbeiten. „Würde man einen Job mit Arbeitszeiten am Tage geboten bekommen, der ähnlich viel einbringt, würde ihn wohl fast jeder von uns annehmen“, so Rosen, eine 34-jährige Callcenteragentin. „Irgendwann wollen wir auch wieder ein normales Leben führen.“



Die Müllabfuhr im Internet

Nicht nur Algorithmen, auch Menschen entscheiden, wann fragwürdige Inhalte auf Facebook und Youtube verboten sind. So beschäftigen Unternehmen wie Facebook weltweit Moderatorinnen und Moderatoren, die die Inhalte von Nutzern filtern und löschen. Die Dienstleistung nennt sich beschönigend „Commercial Content Moderation“. Sie hat einen der größten Standorte in den Philippinen. Dort sollen derzeit bis zu 150000 Menschen in der Branche arbeiten, da Intransparenz für den Sektor kennzeichnend ist, gibt es keine genauen Zahlen.

Die Moderatoren sorgen dafür, dass keine grausamen Bilder auf den Internetforen zu sehen sind, sie müssen sie dafür aber selbst vorher sichten. Diese Arbeit hinterlässt gravierende psychologische Begleiterscheinungen. Dies brachten auch Recherchen des Theatermachers Moritz Riesewieck und der amerikanischen Medienwissenschaftlerin Sarah T. Roberts in Manila zutage. Angestellte teilten mit, dass sie die Bilder nicht mehr aus dem Kopf bekämen, berichteten von Schlafstörungen, Alkoholismus und Beziehungsproblemen. Psychologen sprechen gar von posttraumatischen Belastungsstörungen. Probleme, mit denen die Menschen in der Regel alleine gelassen werden. Informationsveranstaltungen etwa der Heinrich Böll Stiftung versuchten erstmalig im April 2016 auf die Situation aufmerksam zu machen.

Die Inseln der Gläubigen

In den Philippinen leben die meisten Christinnen und Christen Südostasiens. Kirchen haben hier nach wie vor eine wichtige Stimme in der Gesellschaft.

Ulrike Plautz

Mit einer großen Prozession feiern bis zu einer Million Christinnen und Christen am 9. Januar in Quipao das Fest des Schwarzen Nazareners.

Religiöse Symbole sind hier allgegenwärtig. Das fällt vor allem Auslandsbesuchern sofort ins Auge. Heiligenbildchen und Rosenkranz an den Windschutzscheiben von Bussen. Die Aufschrift „Jesus lebt" prangt an Jeepneys, den aus US-Geländewagen umgestalteten Kleinbussen. Überall sind Hausaltäre zu sehen, mit einem Bild vom Jesuskind oder der Jungfrau Maria. Der sonntägliche Kirchenbesuch ist Pflicht. Bis zu einer Million Gläubige feiern am 9. Januar in Quiapo das Fest des Schwarzen Nazareners mit einer großen Prozession. „Nicht an Gott zu glauben, das ist für die meisten Menschen in den Philippinen unvorstellbar", erklärt Pastor June Mark Yañez aus den Philippinen. So sind 92 Prozent der Bevölkerung Christen. Die große Mehrheit, etwa 81 Prozent, gehört der römisch-katholischen Kirche an, damit sind die Philippinen das größte katholische Land Südostasiens. Dagegen gehören nur vier Prozent den evangelischen Kirchen an, 2,3 Prozent sind Anhänger der Iglesia ni Christo (INC) und zwei Prozent gehören zur Iglesia Filipina Independiente (IFI). Knapp vier Prozent bekennen sich zu anderen christlichen Glaubensrichtungen oder zum Buddhismus, Hinduismus und Taoismus. Fünf Prozent sind Muslime. Die Zahl von Atheisten ist denkbar gering.

In vorkolonialer Zeit waren die meisten Menschen auf dem Inselstaat Animisten und Deisten und hatten die religiöse Vorstellung einer „Allbeseeltheit", in der Objekten in der Natur eine Seele oder ein Geist zugesprochen wurde. Oder sie glaubten an einen Gott, der in einem Pantheon von Göttern und Geistern begleitet wurde. Bis heute sind viele dieser Geister im philippinischen Alltag präsent.

Einflüsse von außen veränderten die Religiosität der Menschen. Zwischen dem 13. und 14. Jahrhundert verbreiteten arabische Kaufleute den Islam auf dem Inselstaat. Mit Ankunft der Spanier im Jahr 1521 wurde das Land nach und nach christianisiert. Die spanische Kolonisation verfolgte das Ziel, Einheimische durch Missionare zu christianisieren. Auf den südlichen Inseln Mindanao und Sulu stießen Missionare allerdings auf den Widerstand von Muslimen. Während der spanischen Kolonialzeit blieben Kirche und Staat eng miteinander verknüpft, so waren Missionare zugleich Teil der kolonialen Verwaltung. Erst mit der Annektierung der Philippinen durch die USA nach dem spanisch-amerikanischen Krieg von 1898 kam es zu einer strikten Trennung von Kirche und Staat, zumindest formal.

Entwicklung zur philippinischen Religion

Im Lauf der Jahrhunderte hatte sich der Katholizismus immer stärker dem philippinischen Kontext angepasst. Priester des Inselstaates hatten sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts gegen koloniale Fremdherrschaft und die Dominanz der Orden gewehrt und forderten eine Philippinisierung der Kirche. Erfolg hatten sie erst nach

Fotos: E. de Castro/REUTERS (1), C. Wenn (1), U. Plautz (1)

dem Abzug der Spanier. Aspekte katholischen Glaubens wurden in ursprüngliche Formen philippinischer Frömmigkeit integriert und mit neuen Bedeutungen aufgeladen. Im Zuge dessen bekamen auch die Heiligenverehrung und die Verehrung der Jungfrau Maria eine besondere Rolle.

Die nächste einschneidende Veränderung erlebte die Kirche in den 1960er Jahren vor allem mit Gründung christlicher Basisgemeinschaften wie der Basic Ecclesial Communities (BEC). Diese Gemeinschaften setzten sich mit gesellschaftspolitischen Themen auseinander und breiteten sich während der Diktatur unter Marcos weiter aus, obwohl sie des Kommunismus bezichtigt und verfolgt wurden.

Seit 1991 wurden diese Basisgemeinden von der katholischen Kirche in den Philippinen auch offiziell anerkannt und gefördert. Der Einsatz für die sozialen Bedürfnisse der Menschen hat bei den kleinen christlichen Gemeinschaften bis heute Priorität. So setzen sich „Zentren für soziales Handeln“ für Menschenrechte, gegen Korruption, für Landreform oder gegen zerstörerische Folgen unkontrollierten Bergbaus ein. Zudem übernehmen sie eine wichtige Rolle in der Bildungsarbeit. Die Zahl der Gemeinschaften in den Diözesen wächst ständig und die Basisgemeinden sind heute die Säulen vieler Pfarrgemeinden. Die engagierten Mitglieder, die auch pastorale Aufgaben übernehmen, tragen zur Entlastung vieler Pfarrgemeinden bei, die nicht selten bis zu 100 000 Mitglieder haben und nur von ein oder zwei Priestern betreut werden können.

Gründung indigener christlicher Kirchen

Die erste indigene Kirche ist aus der katholischen Kirche gegen Ende der spanischen Kolonialherrschaft hervorgegangen. Die 1902 gegründete Philippinische Unabhängige Kirche (Iglesia Filipina Independiente, IFI) entstand aus dem Widerstand von Priestern gegen die spanische Kolonialherrschaft und engagiert sich bis heute für die Armen und Unterdrückten. Heute gehören der Kirche rund drei Millionen Mitglieder an.

Eine andere indigene Kirche ist die Iglesia ni Christo (INC). Sie wurde 1914 vom Ex-Katholiken Felix Manalo gegründet wurde. Er sah in ihr die Wiedergeburt der von Jesus und seinen Jüngern gegründeten Urkirche. Nach seiner Theologie ist Christus kein Gott, sondern Mittler zwischen Gott und Menschheit. Die Kirche lehnt die Heiligenverehrung ab und erlegt ihren Mitgliedern strenge Vorschriften für die Lebensführung auf. Die Kirche hat heute 2,5 Millionen Mitglieder.

Soziale Bedürfnisse im Blick

Die ersten protestantischen Kirchen entstanden durch amerikanische Missionare. Als erste kamen 1898 amerikanische Methodisten ins Land. Ihnen folgten Missionare anderer Glaubensgemeinschaften. So entstand im Lauf der Zeit auf der Insel ein breites Spektrum verschiedener protestantischer Denominationen. 1909 bildete sich als erste indigene protestantische Kirche die Iglesia Evangelica Metodista en las Islas Filipinas. Es kam zu weiteren Spaltungen und Gründungen von Kirchen. Doch dann gelang die Gründung von protestantischen Kirchenunionen. So wurde 1929 die United Evangelical Church in the Philippines gegründet. Diese Union erweiterte sich 1948 um weitere Kirchen, sie bildeten die United Church of Christ in the Philippines (UCCP). Sie hat heute 500000 Mitglieder. Erst 1957 entstand die Lutheran Church in the Philippines (LCP), mit 27000 Mitgliedern. Um die ökumenische Bewegung zu stärken wurde 1963 der National Council of Churches (NCCP) gegründet.

Charismatische Strömungen tauchten verstärkt in den 1970er Jahren auf. Hier spielen Erweckungserlebnisse und unmittelbare spirituelle Erfahrungen eine wichtige Rolle. Sowohl Katholiken als auch Protestanten praktizieren charismatische Spiritualität. In den vergangenen Jahrzehnten sind die Mitgliederzahlen noch einmal rasant gestiegen, dies geschieht vor allem auf Kosten der etablierten protestantischen Kirchen.

Einige charismatische Bewegungen lehren ein „Wohlstandsevangelium“: Mitglieder geben ein Zehnt und können dafür materiellen Wohlstand von Gott erhoffen. Pastoren wie Henry Paul Roa von der Lutherischen Kirche in den Philippinen (LCP) lehnen diese Praxis strikt ab: „Kirchen sind nicht dazu da, den Wohlstand von Einzelnen zu vermehren, sie sollen das Wohl aller Menschen im Blick haben“, so Roa. Er ist vom sozialen Auftrag der Kirche überzeugt: „Es ist sehr wichtig, das Evangelium zu verkünden, aber es ist alles nichts wert, wenn wir dabei nicht die sozialen Bedürfnisse der Menschen im Blick haben.“

„Unsere Kirche ist eigentlich das Produkt des Kampfes gegen die Kolonisation“, erklärte June Mark Yañez, Pastor der Iglesia Filipina Independiente und erkennt darin auch ein reformatorisches Erbe. Die Kirche engagiert sich sehr für soziale Anliegen von Arbeitern, Indigenen, Armen und Unterdrückten und setzt sich mit sozialen und gesellschaftspolitischen Fragen auch in der Öffentlichkeit mit Politikern auseinander. So begleitet die Kirche seit 2003 auch Friedensgespräche in Mindanao, wo seit Jahrzehnten politische Unruhen zwischen Rebellen und der Regierung schwelen. Eines der Hauptthemen ist die wachsende Kluft zwischen arm und reich. „Ungerechtigkeit ist schließlich eine der Hauptursachen jeglicher Gewalt“, erklärte der Beobachter der Gespräche Bischof Felixberto Calang während seines Besuches in der Hamburger Seemannsmission. Seine Kirche „soll eine Lobby der Armen sein“.

Felixberto Calang, Bischof der Iglesia Filipina Independiente

„Beeindruckendes Engagement der Kirchen unter schwierigen Bedingungen“

Partnerbeziehungen zu den Philippinen gibt es seit über drei Jahrzehnten. Was sind die Erfahrungen, welche Ziele gibt es? Mit der Ostasienreferentin *Dr. Katrin Fiedler* sprach *Ulrike Plautz*.

Das *Zentrum für Mission und Ökumene* hat seit den 1980er Jahren ökumenische Beziehungen zu den Philippinen. Wie kam es dazu?

Ein Grund für das Engagement des Missionswerkes waren damals vor allem die sozialpolitischen Bedingungen, unter denen die Menschen in den Philippinen zur Zeit der Marcos-Diktatur lebten. Spiegelbildlich dazu gab es bei uns auch in der Kirche eine Philippinen-Szene, die sich mit Solidaritätsgruppen für politische Freiheit und soziale Gerechtigkeit im Land einsetzten. Konkrete Kontakte des Missionswerkes entstanden dann im Rahmen der Arbeit des Kirchlichen Weltdienstes, damals betreut von Propst Jürgen Bollmann, dem späteren Vorstandsvorsitzenden des *Zentrums für Mission und Ökumene*. Von Beginn an wurde ein programmbezogener und ökumenischer Ansatz der Zusammenarbeit gewählt. Man wollte, wie es damals hieß, „den Anschein einer ‚Rekolonialisierung’ von Überseepartnern vermeiden“. Der erste Programmpartner war das Ökumenische Zentrum für Entwicklungsfragen der Philippinen (heute: Kasimbayan). Bald entstanden Kontakte zum Nationalen Kirchenrat der Philippinen (NCCP) und zum Western Visayas Ecumenical Council (WVEC). Erst später kamen auch Kontakte zur lutherischen Kirche hinzu. Strukturell hat sich die Zusammenarbeit mit den Philippinen von Anfang an von den historisch gewachsenen ökumenischen Beziehungen des Hauses zu anderen Ländern unterschieden, weil man bewusst auf Konfessionsökumene und entwicklungspolitische Themen setzte.

Dr. Katrin Fiedler *ist Referentin im Ostasienreferat und der ChinaInfostelle im* Zentrum für Mission und Ökumene.

Wie sieht die Partnerschaft heute konkret aus?

Als Land mit der stärksten christlichen Prägung in Südostasien und einer reichen Kultur kontextueller Theologie waren und sind die Philippinen bis heute ein wichtiger ökumenischer Lernort. Davon profitieren wir, zum Beispiel in unserer Zusammenarbeit mit Rev. Fr. June Mark Yañez. Seit Mai 2015 arbeitet er, von der Philippinischen Unabhängigen Kirche entsandt, als ökumenischer Mitarbeitender in der Seemannsmission und auch bei uns im *Zentrum für Mission und Ökumene* und bringt so aktuelle Aspekte in die Philippinenarbeit ein. Ein Großteil der Seeleute sind Filipinos und Filipinas. Das Thema Arbeitsmigration ist inzwischen zu einem Schwerpunktthema des Ostasienreferats geworden; auch, weil es Hongkong und die Philippinen durch die Migration von Haushaltshilfen verbindet und natürlich in Festlandchina ebenfalls eine Rolle spielt. Wir fördern daher NGOs, die sich in Hongkong für Arbeitsmigrantinnen einsetzen. Darüber hinaus pflegen wir den theologischen Austausch, zum Beispiel im Rahmen von Konsultationen wie der interreligiösen Konferenz im April 2016. Und wir fördern theologische Ausbildung und andere kirchliche Aktivitäten unserer lutherischen Partner auf den Philippinen.

Welche Ziele gibt es?

Im Moment steht der Drogenkrieg sehr im Fokus des Medieninteresses, aber das ist natürlich nur ein kleiner Ausschnitt des Lebens vor Ort. Es ist wichtig, dass wir in Deutschland mehr über die Lebenswirklichkeit der Menschen auf den Philippinen erfahren, auf das Land aufmerksam werden und es auch bleiben. Mich beeindruckt, wie sehr Kirchen wie die Philippinische Unabhängige Kirche oder auch die kleine Lutherische Kirche auf den Philippinen mit ihren 27000 Mitgliedern sich unter schwierigen Bedingungen mit sozialen und gesellschaftlichen Problemen auseinandersetzen und sich für bedürftige Menschen engagieren, obwohl sie kaum personelle und finanzielle Ressourcen haben. So ist es eines unserer Ziele, diese Kirchen in ihrem sozialen Engagement zu unterstützen.

Die Sehnsucht bleibt

In vielen Städten gibt es philippinische Kirchengemeinden. Was sind die Wünsche und Hoffnungen heute? Darüber hat *Corazon Entapa* mit Landsleuten gesprochen.

Die meisten Filipinos und Filipinas, die nach Hamburg kommen, arbeiten im Wirtschaftssektor, im Gastronomie- und Hotelbereich, sie sind als Krankenschwestern oder im medizinisch-technischen Bereich tätig oder fahren zur See. Viele sind auch Studierende. Die Mehrzahl kommt von den drei philippinischen Inseln Visaya, Luzon und Mindanao. Jede Insel hat ihren eigenen Dialekt, aber alle beherrschen die Nationalsprache Tagalog.

Warum haben diese Menschen ihr schönes und warmes Land verlassen? Diese Frage habe ich einigen meiner Landsleute gestellt. Die meisten erzählen, dass sie ihre Familien verlassen mussten, weil sie in ihrem Land keine Chance mehr sahen, die Familie zu ernähren. Sie mussten eine gute Arbeit finden, notfalls außer Landes. Sie gingen aus Liebe zur Familie, aus Pflichtgefühl gegenüber ihren Eltern und Kindern, denen sie eine Schulbildung und damit bessere Voraussetzungen ermöglichen wollen.

Sie versuchen mit diesem Schritt ihr Leben in die Hand zu nehmen und in eine positive Richtung zu lenken. Einigen rinnen Tränen die Wangen hinunter, während sie mir ihre Geschichte erzählen. Es ist für sie ein wirklich großes Opfer, mit vielen Härten und Herausforderungen.

Zwei philippinische Frauen konnten sich noch an die erste Zeit erinnern, als sie aus dem sonnigen Philippinen in das kalte, stürmische Hamburg kamen, in dem es zu der Zeit auch noch schneite. Als sie mehrere Kleidungsschichten übereinander tragen und sich von Kopf bis Fuß verhüllen mussten. Wo sie früh im Dunkeln ihre Häuser verließen und nachts im Dunkeln, nur zum Schlafen, nach Hause kamen. Ohne Pause an sieben Tagen die Woche. Es gab keine Feste, keine Treffen mit Freunden und die Verpflichtung in die Kirche zu gehen tendierte gegen null. Außerdem war es zunächst schwer sich zu verständigen, da viele in Deutschland immer noch ungern Englisch sprechen.

Dank unserer Mentalität können wir auch diese Herausforderungen bewältigen. Viele sind voller Zuversicht, dass am Ende ihre Hoffnungen auf ein besseres Leben erfüllt werden. Ich würde behaupten, dass sich die Situation von Filipinos in Hamburg verbessert hat. Wir haben uns inzwischen besser an das Leben in Deutschland gewöhnt. So haben wir gelernt, Sauerkraut, Rotkohl, Schweinebraten und alle Sorten Hot Dogs zu lieben, auch Schwarzbrot, Schmalz, Bier und Buttermilch. Wir haben gelernt pünktlich zu sein. Nicht zuletzt können wir uns auch besser ausdrücken und behaupten, weil wir die Sprache besser beherrschen. Wir treffen uns mit Deutschen, genießen deutsche Musikprogramme und interessieren uns für Politik, weil der deutsche Pass uns erlaubt zu wählen.

Ich kann heute sagen, dass Träume wahr geworden sind. Viele können regelmäßig Geld überweisen. Die Häuser in der Heimat sind nun aus Zement mit allem Komfort. Viele können eine Eigentumswohnung kaufen. Die Kinder können die Schule, manche sogar eine Privatschule, besuchen. Die Eltern und Kinder haben drei bis viermal täglich eine gute Mahlzeit und können manchmal sogar ein Restaurant besuchen. Sie tragen bessere Kleidung und Schuhe, die dreimal im Jahr mit einem Paket aus Deutschland kommen. Wegen der Vorteile für die Familien in ihrer Heimat haben viele ihr Leben in Hamburg angenommen. Trotzdem vermissen sie auch etwas. Die Sehnsucht nach den Kindern und Eltern ist groß, besonders an Festtagen wie Weihnachten. Sie vermissen das Zusammensein mit der Familie, mit Freunden und Nachbarn sehr. Die philippinische Küche, die Kultur und Tradition, natürlich die Sonne und den Strand – und das Lachen.

Ich habe auch junge Filipinos gefragt, wie es ihnen geht, so weit entfernt von ihrer Heimat. Viele vermissen vor allem ihre Großeltern und Verwandten. Sie sehen sich nur im Urlaub, höchstens sechs Wochen im Jahr. Viele beherrschen ihre Heimatsprache nicht mehr und ihre Tradition kann oft nicht gelebt werden, da die meisten Eltern wegen ihrer Arbeit nur wenig Zeit mit ihren Kindern verbringen konnten. Sie fühlen sich heute auch in Hamburg zuhause. Aber die Sehnsucht nach ihrer Heimat bleibt.

Corazon Entapa *war als Bank- und Finanzfachfrau zuletzt in einer Reederei tätig. Sie kam 1973 nach Hamburg und ist engagiertes Mitglied der katholischen Philippinischen Gemeinde am Kleinen Michel in Hamburg, die mit ca. 2000 Mitgliedern zur größten in Deutschland gehört.*

Übersetzung: Ulrike Plautz

Unterstützung für die Lieben daheim. Regelmäßig schicken Filipinos „Balikbayan-Pakete“ wie diese (l.) zu ihren Familien nach Hause.

Fotos: E. Yañez (1), A. Urubio (1), S. Norgall (1), C. Wenn (1)

Das Motiv des Weltgebetstages 2017 wurde von der philippinischen Künstlerin Rowena Apol Laxamana Sta Rosa gestaltet und hat den Titel „A Glimpse of the Philippine Situation“.

Weltgebetstag und dann?

Am ersten Freitag im März feiern Frauen jedes Jahr in aller Welt den Weltgebetstag. Warum engagieren sich Frauen dafür? Was bleibt danach? *Uta Gerstner* hat sich auf einem Vorbereitungsseminar umgehört.

Der Weltgebetstag (WGT) ist weit mehr als nur ein Gottesdienstereignis. Mehrere Wochen und Monate beschäftigen sich Frauen über kulturelle und konfessionelle Grenzen hinweg mit einem besonderen Land und informieren sich in Workshops oder Vorträgen über die Lebenswirklichkeit der Menschen. Dabei steht besonderes die Hälfte der Menschheit im Mittelpunkt, die immer noch am stärksten gegen Diskriminierung und Unterdrückung kämpfen müssen und am meisten unter der Ungerechtigkeit des globalen Wirtschaftssystems zu leiden haben: die Frauen. Was bewegt Frauen weltweit, sich einmal im Jahr mit einen bestimmten Land und der Situation der Menschen zu befassen?

Lisa Reinhold, FÖJ im Weltladen Bramfelder Laterne/ Infozentrum für Globales Lernen:
Den Weltgebetstag kannte ich noch nicht, aber unsere Veranstaltung heute gefällt mir gut. Ich habe mich vorher noch nicht mit dem Thema philippinischer Pflegekräfte in Deutschland auseinandergesetzt und so war der Vortrag der Frauen sehr spannend für mich.

Sigrid Ziroth, ehrenamtliche WGT-Teamerin:
Der besondere Charme des Weltgebetstages liegt für mich darin, dass ich heute Abend hören kann, was Filipinas von sich und ihrem Land erzählen. Authentischer geht es nicht!

Christa Lösch, Ökotrophologin, WGT-Teamerin:
Ich lerne beim Weltgebetstag jedes Jahr eine neues Stück Welt aus Frauensicht kennen: Frauen auf den Philippinen kamen in den 1960er und 70er Jahren als gut ausgebildete Krankenschwestern zu uns. Und heute sind viele Frauen und Mädchen gezwungen, aus wirtschaftlicher Not ihre Heimat zu verlassen; entweder um in den großen Städten wie Manila eine Arbeit zu finden oder auch um in Europa, USA oder in den arabischen Staaten zu arbeiten, etwa als Haushaltshilfe. Viele von ihnen lassen Ehemänner und Kinder zurück, die unsäglich unter der Trennung von der Mutter leiden. Die Frauen selbst werden in ihrem Job oft ausgebeutet, wenn nicht sogar missbraucht. Und wir in Deutschland und Europa unterstützen diese Ausbeutung durch unsere Wirtschaftspolitik und durch unser Kaufverhalten. Uns kann alles ja nicht billig genug sein.

Lea M. Koch, Referentin für Globales Lernen:
Die wichtigste Erfahrung bei unserer entwicklungspolitischen Weltgebetstagswerkstatt zum Thema „Haus- und Pflegearbeit als Export-Import-Geschäft“ war, dass sich starke Frauen verbinden und gegenseitig stärken – für Frauenrechte und auch für politische Veränderung. Das ist Empowerment von Frauen für Frauen!

Mary Lou Hardillo-Werning, Vorsitzende des europäischen Netzwerkes philippinischer Migrantinnen BABAYLAN e. V.
Früher habe ich den Weltgebetstag gesucht, aber jetzt hat mich der Weltgebetstag gefunden! Als Filipina und Frauenrechtlerin habe ich in den letzten Monaten viele Vorträge in Weltgebetstags-Werkstätten gehalten – über die Lebenssituation der Frauen dort und warum sie auswandern. Das große Interesse des Weltgebetstages an meinem Land beeindruckt mich und macht Mut.

Christine Thögersen, ehrenamtliche WGT-Teamerin:
Mich interessiert besonders zu erfahren, unter welchen Arbeitsbedingungen die Frauen auf den Philippinen und auch bei uns arbeiten müssen.

Mary Frances Ludolph, ökumenische Mitarbeiterin und WGT-Teamerin:
Mit dem Weltgebetstag kann ich Verbindung zu anderen Frauen um die ganze Welt aufnehmen. Dabei steht das Gemeinsame im Mittelpunkt, besonders die ökumenische und kulturelle Gemeinschaft. Und die Mauern, was Alter, Sprache, Bildung nicht zuletzt auch Geld angeht, lassen sich überwinden.

Uta Gerstner *ist als Pastorin im Kirchenkreis Hamburg-Ost zuständig für die Weltgebetstagsarbeit*

„Wir sollten unsere Unterschiede feiern“

Interkulturelle Begegnungen waren für Eberhard von der Heyde stets zentral und ein spannendes Lernfeld. Zum Abschied sprach *Ulrike Plautz* mit ihm über seine Erfahrungen.

Was hatte dich an der Arbeit des Indienreferenten besonders gereizt?

Neben all der Neugier und den Begegnungen mit wunderbaren Menschen hier wie dort haben mich die offenen Fragen und Irritationen sehr angeregt, die schon während meiner ersten Indienreise aufgetaucht waren. 1995 hatte ich als Vikar die Jeyporekirche besucht. Wir waren nur wenige Tage dort, aber die Gespräche vor Ort waren für mich so eindrücklich, dass es mich nicht losgelassen hat. Als es die Chance gab, in einem ökumenischen Arbeitsfeld zu arbeiten, war für mich klar: Das mache ich. Interkulturelle Begegnungen sind für eine lebendige Ökumene existenziell. Dafür wollte ich mich einsetzen.

Was waren das für Irritationen und offene Fragen, die so wichtig blieben?

Immer wieder habe ich erlebt, wie viel Tiefe und Wahrheit in dem Gebot liegt: Du sollst Dir kein Bildnis machen. Wenn wir glauben, von einer anderen Kultur etwas begriffen zu haben, dann gehört dahinter aus meiner Sicht gleich wieder ein Fragezeichen. Die Aussage: Dort ist es so und so und ich weiß es, weil ich dort war, ist für mich mit aller Vorsicht zu genießen. Es bleibt bei dieser Dauerirritation, die so heilsam ist, für beide Seiten.

Ich habe mich oft gefragt, was es braucht, um andere Menschen in deren Lebensrealität angemessen begleiten zu können. So ringen zum Beispiel christliche Dalits in Indien seit Jahrzehnten um ihre Anerkennung als Dalit, damit die staatlichen Regelungen für die Förderung von Dalit auch für sie gelten könnten. Bislang wird ihnen aber die bevorzugte Berücksichtigung bei Zuweisung von Ausbildungs- oder Arbeitsplätzen versagt, weil, wie indische Richter immer wieder betonen, das Christentum keine Kastengrenzen kennt. Wie stehen wir als Partnerkirche in solchen Fragen an der Seite unserer Partnerinnen und Partner? Warum gelingt es so selten befreiende Alternativen zu den bestehenden, ungerechten Systemen zu bauen, oder wenigstens zu denken? Offensichtlich suchen und brauchen Menschen für ihren Weg in die Freiheit ganz verschiedene Formen der Stärkung. Es gibt nicht die eine Lösung und die eine Wahrheit. Ich komme im interkulturellen Kontext immer mehr zu der Überzeugung, dass es nur selten ein Entweder-Oder gibt. Sehr oft finden sich so viele Wahrheiten wie Menschen. Die stehen gleichwertig nebeneinander und geben allen gleiches Recht.

Gab es Begegnungen, die dir besonders im Gedächtnis geblieben sind und wegweisend waren?

Ja, die gab es. Natürlich ist jede Begegnung für sich genommen etwas Besonderes. Aber ein Beispiel zum Thema Einsicht mit Vorsicht: Nachdem ich auf der ersten Indienreise Menschen in Elendsvierteln einer Großstadt gesehen hatte, erschien mir mit Blick auf all die gesunden Menschen im Dorf das Landleben deutlich gesünder zu sein. Als ich im Gespräch mit dem Arzt Johnny Oommen dazu eine Bemerkung machte, sah er mich an: Ja. Auf dem Land bist du entweder gesund oder tot. Das war eine der vielen erschütternden Korrekturen, die ich in den Jahren erfahren habe. Auf der gleichen Reise stand unsere Gruppe von angehenden Pastorinnen und Pastoren auf dem Gelände einer Organisation, die sich für die ländliche Entwicklung einsetzt. Wir fragten den Direktor dieser NGO, wie wir sie unterstützen könnten, ernsthaft betroffen von den großen Herausforderungen für die Menschen dort im Bergland. Die Antwort kam kurz und knapp: Sorgt in eurem Land dafür, dass die Menschen ihren Lebensstil ändern. Das saß. Auch Stanley William wurde für mich zu einem dieser wichtigen Gesprächspartner.

Gemeinsam lassen sich Herausforderungen am besten bewältigen – auch wenn es nur darum geht, einen Fluss zu durchqueren.

Was war dir in der Zeit als Indienreferent und als Bereichsleiter für Ökumenische Beziehungen besonders wichtig?

Der gleichberechtigte Austausch mit den Menschen, mit denen wir uns in anderen Ländern partnerschaftlich verbunden fühlen. Er funktioniert nicht nach dem Motto: Wir geben die Richtung vor, und die Partner stimmen zu, wenn sie nicht die Beziehung oder die erwünschte Finanzierung bestimmter Projekte gefährden wollen. Ein

Fortsetzung Seite 32

Fotos: Weltgebetstag Deutsches Komitee (1), C. Kienel (1)

gleichberechtigter Austausch braucht die ehrliche Wahrnehmung der Strukturen, in die wir eingebunden und in denen wir manchmal auch gefangen sind, Vertrauen, Zutrauen und Verbindlichkeit. Mir fällt auf, wie schwer wir uns damit tun, gut eingeübte Kommunikationsmuster hinter uns zu lassen und beispielsweise einmal darauf zu verzichten, diejenigen zu sein, die Zeit- und Zielvorgaben machen. Fest steht für mich, dass wir die Herausforderungen der Zukunft nur gemeinsam bewältigen können. Wir brauchen dazu die andere Perspektive. Deshalb habe ich mich bei internationalen Begegnungsprogrammen sehr dafür eingesetzt, dass mehr Partner aus dem Süden die Nordkirche besuchen. Lange Zeit ging es meist von Nord nach Süd. Das ändert sich langsam. So kann ich mich nur freuen, wenn sich zum Beispiel anlässlich des Reformationsjubiläums gut 45 Personen aus der Partnerkirche in Papua-Neuguinea angemeldet haben, dass sie uns besuchen werden. Eine spannende Herausforderung für uns.

Welche Erfahrungen nimmst du mit in deinen neuen Arbeitsbereich?

Die interkulturellen Begegnungen haben mich gelehrt, dass es wichtig ist, Irritationen auszuhalten, und nicht gleich Lösungsvorschläge parat zu haben. Menschen aus anderen gesellschaftlichen Kontexten bringen Dinge eben anders zum Ausdruck und setzen andere Prioritäten. Meine eigene Norm ist weder Maßstab noch interkulturell. Das ernstlich umzusetzen dauert. Und es braucht ein ehrliches Miteinander. Für mich steht heute die menschliche Verbundenheit im Fokus. Als Geschöpfe Gottes sind wir Menschen alle aus demselben Stoff, mit gleichwertigen existenziellen Bedürfnissen. Unsere Unterschiedlichkeiten müssen nicht überwunden werden. Sie sind ein Geschenk Gottes, ein Reichtum an Gaben, die es zu würdigen gilt und die wir feiern könnten.

Nachrichten

Eberhard von der Heyde verlässt das Zentrum für Mission und Ökumene

Tiefer personeller Einschnitt im *Zentrum für Mission und Ökumene*: Nach zwei Jahrzehnten verlässt **Pastor Eberhard von der Heyde** zum 1. April das Haus.
Er war 15 Jahre lang Indienreferent und seit 2003 stellvertretender Direktor des Zentrums. Zum Leiter des Bereichs Ökumenische Beziehungen wurde er 2008 berufen. Seinen auslaufenden Berufungszeitraum wollte er nicht verlängern, was der Vorstand im November mit großem Bedauern zur Kenntnis genommen hat. „Der reiche Schatz an Erfahrungen erfüllt mich mit großer Dankbarkeit und wird mich weiter begleiten", so von der Heyde. Pastor Eberhard von der Heyde übernimmt zum 1. April 2017 eine neue Aufgabe im Pfarramt für Vakanzbegleitung und Vertretungsdienste im Kirchenkreis Hamburg-Ost.
Der **Abschiedsgottesdienst** findet am Sonntag, den **9. April 2017** um **15.00 Uhr** in der Christuskirche Hamburg-Othmarschen statt. Nach dem Gottesdienst sind alle Gäste herzlich zu einem Empfang ins *Zentrum für Mission und Ökumene* eingeladen.

Anmeldung bis zum 5. April: Ulrike Matthiesen, u.matthiesen@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040 88181-202

Neuer Bischof in Jordanien und dem Heiligen Land

Pastor Sani Ibrahim Azar wird neuer Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL). Der designierte Bischof wird seine Arbeit vorrausichtlich im nächsten Jahr, mit Eintritt des amtierenden Bischofs Dr. Munib Younan in den Ruhestand, aufnehmen. Ibrahim Azar studierte Evangelische Theologie an der Universität in München, ist verheiratet und Vater von drei Töchtern.

Bischof Sani Ibrahim Azar

Neuer Mitarbeiter im ZMÖ

Am 1. März hat **Till-Ole Herwig** seine Arbeit in der Buchhaltung begonnen.
Der 34-jährige studierte Sozialökonom und Schifffahrtskaufmann aus Bad Bevensen hat zuvor in der Luftfahrtbranche gearbeitet. Nun freut er sich darauf, „in einem Bereich arbeiten zu können, der

Nachrichten

Till-Ole Herwig

sich auch mit sozialen Themen und Klimagerechtigkeit befasst“.

Süd-Nord-Freiwillige in der Nordkirche

Im Rahmen des Süd-Nord-Programms von weltwärts sind sechs Freiwillige im Februar 2017 in den Norden gekommen und werden für ein Jahr entwicklungspolitischen Freiwilligendienst leisten. Es ist bereits der 2.Jahrgang. Die Freiwilligen **Aberaam Tata** (26) und **Teuota Karikate** (20) aus Kiribati, **Sabrina Othoff** (22) und **Aylén Libertad La Motte Schultheis** (26) aus Argentinien sowie **Harrison Juma Angonga** (21) und **Sharon Manjuki Kimani** (20) aus Kenia werden in kirchlichen, sozialen und politischen Einrichtungen der Nordkirche tätig sein. Während ihrer Tätigkeit in den Einrichtungen werden sie durch die Einsatzstellen, Mentorinnen und Mentoren und durch das Referat Stipendien-und Freiwilligenprogramme in ihren Lernerfahrungen begleitet. Das Programm ist eine Kooperation des *Zentrums für Mission und Ökumene* und den ökumenischen Arbeitsstellen der Kirchenkreise.

v.l.n.r.: Sabrina Olthoff, Harrison Juma Angonga, Sharon Manjuki Kimani, Teuota Karikate, Aylén Schultheis La Motte und Aberaam Tata

Konfirmandenaktion 2017

Die Menschen im Papua-Neuguinea stehen im Mittelpunkt der diesjährigen Konfirmanden-Aktion unter dem Motto „Land unter – Bildung retten“. Es geht um die Menschen, die besonders von den Folgen des Klimawandels betroffen sind. Nach einer Naturkatastrophe im Hochland der Anglimp-Region leben nun viele am Existenzminimum. Geld, das den Schulbesuch der Kinder finanzieren sollte, wird für den Lebensunterhalt gebraucht. Die lutherische Kirche will diese Familien unterstützen, indem sie die Kosten für den Schulbesuch übernimmt. Die Kirche in Papua-Neuguinea ist ein wichtiger Bezugspunkt für die Menschen in dieser Region. Sie hilft auch in Notfällen, fördert die medizinische Versorgung und Bildung. Die Aktion ruft zu Spenden für diese Arbeit auf.

Ringvorlesung an der Uni Hamburg

„Internationale Beziehungen der Kirchen – historische, theologische, aktuelle Aspekte“ – unter diesem Titel startet am **10. April** eine **Ringvorlesung** an der Universität Hamburg. Expertinnen und Experten aus dem deutschsprachigen Raum und südlichen Kontinenten erörtern aus verschiedenen Perspektiven die Ökumene, die Entwicklungszusammenarbeit sowie die Auswirkungen der Globalisierung auf kirchliche Beziehungen. Es wird zudem gefragt, welche Bedeutung das Erstarken des pfingstlerischen Christentums für die organisierte Ökumene hat. Außerdem soll beleuchtet werden, in welcher Hinsicht sich die Bedingungen neuer Vernetzungsformen und neue thematische Schwerpunkte der inhaltlichen Zusammenarbeit auf die Beziehungen der Kirchen auswirken. Von April bis Juli sind elf Termine festgelegt. Den Beginn macht Dr. Klaus Schäfer, Direktor des *Zentrums für Mission und Ökumene* mit seinem Vortrag „Siehe ich mache alles neu! – Neuaufbrüche in der Ökumenischen Bewegung seit den 1960er Jahren“

Die Vorlesungen in der Universität Hamburg, Edmund-Siemers-Allee 1, finden jeweils **montags von 18 bis 20 Uhr im Hörsaal C** statt.
Termine: 10.4.; 24.4.; 8.5.; 15.5.; 22.5.; 29.5.; 12.6.; 19.6.; 26.6.; 3.7.; u. 10.7.
Weitere Infosrmationen: www.nordkirche-weltweit.de

Fotos: C. Wenn (3), J. Brockmeier (1), ELCJHL (1)

Veranstaltungen

Kirchliches Bündnis zum G20-Gipfel

In Hamburg treffen sich am **7.** und **8. Juli** Staats- und Regierungschefs/-innen der G20. Anlässlich des Gipfeltreffens der 20 führenden Industrie- und Schwellenländer hat sich ein Kirchliches Bündnis gegründet, das den G20-Prozess mit einer Vielzahl von Aktivitäten begleitet. Das Kirchliche Bündnis macht unter dem gemeinsamen Slogan **„global.gerecht.gestalten."** kirchliche Positionen zu den Themen der G20 deutlich. Es setzt sich für eine nachhaltige und zukunftsfähige Entwicklung ein und macht die Friedensperspektive stark, da ohne weltweite Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung der Frieden in Gefahr ist. Insbesondere die Positionen der Menschen, die nicht von den G20 vertreten werden, sollen hörbar gemacht und verstärkt werden.
Die gemeinsamen Aktivitäten werden in mehreren Arbeitsgruppen geplant und organisiert. Dazu gehören Veranstaltungen zu den Themen der G20 im Vorfeld des Gipfels wie: 24h Gebete und ein politisches Nachtcafé im Ökumenischen Forum, ein interreligiöses Friedensgebet an der Uni Hamburg am 6. Juli, dezentrale Friedensgebete mit Glockengeläut am 7. Juli, ein großer ökumenischer Gottesdienst in St. Katharinen am 8. Juli. Außerdem gibt es Aktionen wie der G20-Song „Bring your own chair" und eine öffentlichkeitswirksame Ballon-Aktion sowie Materialien für Andachten und Aktionen in Gemeinden. Zu dem Kreis der Engagierten im Kirchlichen Bündnis gehören Mitgliedskirchen der ACK Hamburg, das Erzbistum Hamburg, die Diakonischen Werke in Schleswig-Holstein und Hamburg, Brot für die Welt in Berlin sowie Dienste und Werke, Arbeitsstellen, Einrichtungen und Kirchengemeinden der Nordkirche.
Die Ansprechpartnerin der Koordinierungsrunde des Kirchlichen Bündnisses ist Ellen Prowe, e.prowe@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040 88181-342

„Bring your own chair" lautet der Titel des eigens komponierten G20-Songs. Zu hören und auch zu sehen ist der Song im Internet unter: https://youtu.be/QhMXnpTv7fQ..

Romerotage 2017

„Neue Herausforderungen dort – und HIER" heißt das Motto der diesjährigen **Hamburger Romerotage** vom **19. März bis 22. April**. Der Kontinent Lateinamerika steht im Mittelpunkt der Veranstaltungen. Diskussionen, Vorträge, Filme, Konzerte und Gottesdienste setzen sich mit den vielschichtigen und oft widersprüchlichen Entwicklungen in den verschiedenen Ländern Lateinamerikas auseinander, aber auch mit den Verstrickungen deutscher Politik und bundesrepublikanischer und europäischer Konzerne. Im Laufe der Jahre sind dauerhafte thematische und persönliche Verbindungen zwischen Hamburg und Lateinamerika entstanden. Veranstaltet werden die Tage von einem Bündnis kirchlicher und entwicklungspolitisch engagierter Menschen, Gruppen und Organisationen. **Info:** www.romerotage.de

Frühjahrskonvent

Das Christentum in China ist Schwerpunktthema bei der Frühjahrstagung des **Missionskonventes** am **Samstag, den 25. März, von 9:30 bis 17:00** im Ökumenischen Forum HafenCity in der Shanghaiallee. Viele Produkte unseres Alltags stammen aus China, genauso wie das Morgenlied „Auf und macht die Herzen weit" in unserem Gesangbuch (EG 454). Bereits Christian Jensen hatte China von Breklum aus im Blick. Dr. Katrin Fiedler wird einen Überblick über die aktuelle Situation der Christinnen und Christen in China und die Arbeitsfelder der vom *Zentrum für Mission und Ökumene* entsandten Mitarbeitenden und Freiwilligen geben. Dr. Liu Ruomin, Studienleiter an der Missionsakademie, wird aus seinem Heimatland berichten.
In Workshops werden einzelne Fragen zur Geschichte, Entwicklung, Theologie und Perspektive der Christen in China vertieft.
Info/Anmeldung: Elke Harten, e.harten@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040 88181-233

Europawoche

Unter der Überschrift „Frieden in Europa – Ökumenische Impulse" stehen die Veranstaltungen, mit denen sich kirchliche Einrichtungen an der **Europawoche** beteiligen, die vom **2. bis 18. Mai** europaweit gefeiert wird. Sie lädt mit ihren Angeboten zum Beten, Feiern und Diskutieren ein. Das Themenspektrum ist breit. In Informationsveranstaltungen geht es um Postwachstumsökonomie, die Situation von Geflüchteten in Griechenland, Angst und Populismus in Europa oder um die Situa-.tion von Theologinnen in Lettland. Es gibt Konzerte und Gottesdienste zum Thema sowie tägliche Mittags- und

Abendgebete, die von Geistlichen aus unterschiedlichen europäischen Kirchen gehalten werden. Zu den Veranstaltern gehören die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Hamburg, das Ökumenische Forum HafenCity, Erzbistum Hamburg und der *Zentrum für Mission und Ökumene*.

Infos:
www.nordkirche-weltweit.de und Christa Hunzinger, Europareferat, c.d.hunzinger@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040 88181-413

Vom Jahresfest zu den Breklumer Tagen der Einen Welt

Vom **23. bis 25. Juni** laden das *Zentrum für Mission und Ökumene*, das Christian Jensen Kolleg (CJK) und das Evangelische Regionalzentrum Westküste (ERW) und die Kirchengemeinde in diesem Jahr zu den **„Breklumer Tagen der Einen Welt“** ein. In dieser Zeit wurde seit einigen Jahrzehnten das „Jahresfest der Ökumene“ gefeiert, das auf eine 140jährige Tradition zurückblickt. Und das Beständige in dieser Tradition war der Wandel. Länge, Zeit, Termin, Programm, Teilnehmende – das wurde immer wieder verändert. Was ändert sich diesmal? Nun wird der Bezug zum Ort Breklum stärker betont. So werden die kirchlichen Einrichtungen auf dem Gelände des Christian Jensen Kollegs dieses Wochenende gemeinsam gestalten. Dabei wird der thematische Fokus verstärkt. Zum Programm gehören Workshops zu Themen der internationalen Ökumene, Angebote zur Vernetzung, Gottesdienst und Begegnung. Am Samstag lautet das Motto „Gerechtigkeit statt Almosen“. Angesprochen sind alle an entwicklungspolitischen und ökumenischen Themen Interessierte. Klaus Seitz, Leiter der Abteilung Politik bei „Brot für die Welt“, referiert und diskutiert mit Alberto Acosta (Ecuador), Gina Eufrigina dos Reis (Mozambique) und jugendlichen Freiwilligen. Veranstaltungen am Tag zuvor richten sich an Schülerinnen und Schüler, Jugendliche im Freiwilligen Jahr und Rückkehrende aus dem Globalen Süden. Am 23. Juni geht es um Verteilungsgerechtigkeit und ein gelingendes Miteinander von Süd und Nord. Die Forderungen und Fragen der Jugendlichen aus dem G20-Planspiel zum Thema „Hunger ist kein Schicksal“ werden in die Diskussion am Samstag eingebracht. Zum Abschluss am Sonntag steht ein feierlicher Gottesdienst auf dem Programm. Mit der veränderten Ausrichtung des Festes wollen die Veranstaltenden thematisch Interessierte auch über den bisherigen Kreis hinaus ansprechen. Dennoch wird weiterhin genug Raum sein, um sich mit anderen langjährig Engagierten auszutauschen, zum Beispiel am Samstagabend beim Johannisfeuer und Gartenfest. So wird einmal mehr Bewährtes und Neues verbunden – in guter Tradition.

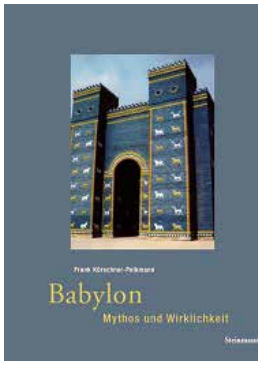
Andreas Schulz-Schönfeld

Fotos: C. Wenn (1), J. Christiansen (1)

Babylon – eine Würdigung der ersten multikulturellen Stadt

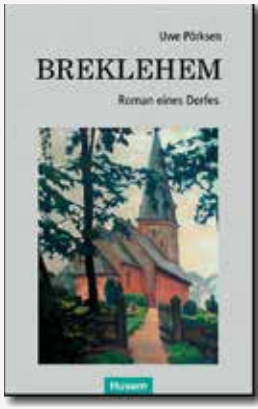
Frank Kürschner-Pelkmann vermittelt in seinem Buch eine umfassende Darstellung der Kultur und Geschichte der antiken Stadt Babylon und eröffnet damit den Zugang zu vielen biblischen Texten. Wer biblische Zeugnisse in ihren religionsgeschichtlichen und historischen Dimensionen aufspüren möchte, wird das auch für Laien gut verständliche Buch gründlich durcharbeiten.
Unser Babylonbild ist bestimmt von der neutestamentlichen Apokalyptik, die Babylon symbolhaft als antichristliches Machtzentrum versteht. In der Offenbarung des Johannes wird sie beschrieben als eine in Purpur gekleidete Frau, die auf einem scharlachfarbenen wilden Tier mit sieben Köpfen und zehn Hörnern sitzt. Auf ihrer Stirn steht: „Babylon, die Große, die Mutter der Huren und der abscheulichen Dinge der Erde.“ Die abgrundtiefe Verachtung geht zurück auf die traumatische Reaktion auf die Zerstörung des Jerusalemer Tempel im Jahre 597 durch Nebukadnezar und die Deportation großer Teile der Jerusalemer Oberschicht. Aber in der babylonische Gefangenschaft entstand auch eine neue Identität der israelitischen Religion, das Judentum mit seinen Gesetzen und Riten. Viele Erzählungen und Mythen des Alten Testaments sind babylonischen Ursprungs, so die Geschichten von der Sintflut. Der Autor zeigt auf, dass die vorherrschende jüdisch-christliche Sicht einseitig ist und eine Würdigung der Kultur Babylons verhindert. Die zweieinhalb Jahrtausende alte Stadt war vielleicht die erste multikulturelle Metropole der Menschheitsgeschichte, in der ökonomische Prosperität und kultureller Reichtum blühten. Wenig bekannt ist, dass die sich um Babylon rankenden Legenden Eingang in die europäische Musik und Kunstgeschichte sowie in die neuere fundamentalistische Romanliteratur Amerikas gefunden haben.

Dr. Erhard Kamphausen



Frank Kürschner-Pelkmann: Babylon – Mythos und Wirklichkeit. Steinmann Verlag, Rosengarten bei Hamburg 2015

Buchhinweis



Uwe Pörksen: Breklehem – Roman eines Dorfes. Verlagsgruppe Husum, 2016

Die nächste Ausgabe
erscheint am 1. Juni 2017

Lutherische Kirche hilft und gibt Hoffnung

Die Philippinen sind ein junges Land, mehr als ein Drittel der Bevölkerung ist unter 15. Sommercamps gehören zur Jugendarbeit der Lutherischen Kirche auf den Philippinen.

Von den rund 92 Millionen Einwohnern auf den Philippinen leben etwa 80 Prozent unterhalb der Armutsgrenze. Viele Menschen sind mangelernährt oder überleben mit zwei Mahlzeiten am Tag. Eine kleine Elite kontrolliert die Wirtschaft und Politik des Landes. Mangelnde Arbeitsmöglichkeiten im Land treiben Millionen Migrantinnen und Migranten ins Ausland. Den daheim gebliebenen, benachteiligten Menschen steht die Lutherische Kirche auf den Philippinen (LCP) mit ihrem sozial-diakonischen Engagement zur Seite. Die Betreuung von Menschen aller Altersstufen ist ihr ein Anliegen. Die Arbeit mit Waisenkindern in den Armutsvierteln Manilas ist ein Beispiel für dieses vielfältige kirchliche Engagement. Das Zentrum für Mission und Ökumene *unterhält partnerschaftliche Beziehungen in die Philippinen. Wir möchten die lutherische Kirche in ihrer diakonischen Programmarbeit für benachteiligte Menschen unterstützen – helfen Sie dabei mit Ihrer Spende. Vielen Dank.*

Spendenkonto des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 5206 0410 0000 111 333
BIC: GENODEF1EK1 Evangelische Bank
Projekt 5501 Diakonische Arbeit Philippinen

Fotos: S. Norgall (1), Titel: C. Wenn (1)